Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit

erzählt von Freunden und Förderern des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Inhalt

Vorwort		*6*
Weihnachtslied	*Stille Nacht, heilige Nacht*	*8*
Kapitel I	***Weihnachten an der Front***	***9***
Weihnachtslied	*Es ist für uns eine Zeit gekommen*	*10*
Hubertus Kienel	*Meine Weihnachtsgeschichte*	*13*
Helmut Bomm	*Der Baum aus dem Niemandsland. Eine Ostfront-Weihnacht 1941*	*19*
Kurt Hempel	*Ohne Lichterglanz*	*22*
Hans Dieter Serno	*Kriegsweihnachten1943 in der Ukraine*	*24*
Emil Schlund	*Dezember 1944*	*28*
Adolf Strauch	*Ein Weihnachtserlebnis*	*31*
Wilhelm Ullius	*Weihnachten am Donez (1941)*	*34*
Armin Vieweg	*Diesen Heiligen Abend werde ich nie vergessen*	*39*
Richard Jung	*90 Minuten Aufenthalt (Begegnung mit einem Engel)*	*44*
Adolf Müller	*Weihnachten 1941 auf der Krim*	*49*
Gisela Laub	*Ich bitte unseren lieben Hergott täglich ...*	*51*
Horst Sänger	*Mein schlimmstes Weihnachten im Jahr 1941/42*	*54*
Alois Höß	*Weihnachten im Jahre 1944 (Auch Männer können weinen)*	*58*
Kapitel II	***Kriegsgefangenenweihnacht im Westen***	***63***
Weihnachtslied	*Alle Jahre wieder*	*64*
Weihnachtslied	*Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen*	*65*
Alfons Berg	*Weihnachten 1945*	*66*
Hermann Kuhlmann	*„Once more“ oder: Weihnachten in der Gefangenschaft*	*69*
Josef Kagerer	*Zwei wahre Weihnachtsgeschichten in französischer Kriegsgefangenschaft*	*73*

M. Scheibenzuber	*Weihnachten 1945*	*75*
Kurt W. Schornsheim	*Weihnachten hinter US-Stacheldraht*	*79*
Helmut Vogel	*„Anti"-Weihnacht 1945 in französischer Kriegsgefangenschaft*	*83*
Klaus Weingart	*Das Weihnachtsessen*	*86*
Dietrich Kienscherf	*Mein schönster Heiligabend*	*89*
Alois Krieger	*Heiligabend in Texas*	*94*
Josef Schnabel	*Drei Weihnachten in französischer Kriegsgefangenschaft*	*98*
Franz Hummel	*Weihnachten, Zeit der Versöhnung*	*104*
Hans Haug	*Weihnachten 1945*	*106*
Helmut Stamm	*Eine Vorweihnachtsgeschichte aus der Nachkriegszeit*	*112*
Herbert Giersch	*Der Weihnachtsbaum*	*114*
Kapitel III	***Kriegsgefangenenweihnacht im Osten***	***119***
Weihnachtslied	*Engel auf den Feldern singen*	*120*
Weihnachtslied	*Es ist ein Ros' entsprungen*	*121*
Rudolf Kulla	*Die Lagerärztin von Woronesch*	*122*
Erich Ittner	*Ein besonderes Weihnachtsgeschenk*	*126*
Hans J. Dehning	*Im Gefangenenlager in Serbien*	*131*
Josef Kesselgruber	*Die große Enttäuschung*	*134*
Rudi Weit/Erwin Mager	*Das Wunder des 24. Dezember. Kriegsgefangenschaft in Sibirien 1944*	*136*
Walther Zeitler	*Gefangenen-Weihnacht*	*140*
Kapitel IV	***Weihnachten in der Nachkriegszeit***	***143***
Weihnachtslied	*Es kommt ein Schiff, geladen*	*144*
Weihnachtslied	*Heller Stern in der dunklen Nacht*	*145*
Gilda Bauer	*Meine Krippe Weihnachten 1945*	*146*
Mechthild Nagel	*Das erste Weihnachtsfest nach dem Krieg*	*149*
Brigitte Lambert	*Unser Weihnachten und Silvester 1945*	*154*
Fryderyk Tegler	*Weihnachten fällt nicht aus*	*157*
Helga Schuster	*Ein Weihnachten, das ich bis heute nicht vergessen habe*	*160*

Helga Schneider	*Ein Licht im Dunkeln. Weihnachten 1945 in Königsberg*	*163*
Inge Schadach	*Erinnerungen an Weihnachten 1945*	*166*
Karl-Heinz Ganser	*Der geklaute Weihnachtsbaum*	*168*
Kapitel V	***Weihnachten daheim***	***171***
Weihnachtslied	*Gelobet seist du, Jesu Christ*	*172*
Hilda Birnbaum	*Es strahlten nur noch die Sterne!*	*174*
Gisela Augustin	*Ein Schlitten als Weihnachtsbaum*	*178*
Georg Just	*Im Schneetreiben zum Holzschnitzer*	*181*
Hans Hausmann	*Kriegsweihnacht 1944 in Duisburg*	*184*
Helmut Simmet	*Bethlehem kann überall sein Ein weihnachtliches Jugenderlebnis aus den Tagen des unseligen Zweiten Weltkrieges*	*187*
Charlotte Pfeifer	*Weihnachten 1944*	*191*
Herbert Klein	*Weihnachten zu Haus*	*194*
Walter Tritschler	*Unvergessliche Weihnacht 1945*	*200*
Wolfgang Scharp	*Erinnerungen … an die Kriegsweihnacht 1944*	*203*
Walburga Gießer	*Unsere schönste Kriegsweihnacht*	*206*
Karl-Heinz Ganser	*Weihnachten mit Anastasia*	*209*
Kapitel VI	***Weihnachten in der Fremde***	***215***
Weihnachtslied	*Ich steh' an deiner Krippe hier*	*216*
Weihnachtslied	*Ihr Kinderlein kommet*	*217*
Walter Schlick	*Meine wahre Weihnachtsgeschichte*	*218*
Irene Marchewa	*Auch eine Weihnachtsgeschichte …*	*222*
Walter Westermann	*Licht der Sterne*	*226*
Gunter Sponholz	*Fundsache*	*229*

Alphabetisches Autorenverzeichnis *232*
Bisher in unserer Volksbund-Buchreihe erschienen *234*
Buchreihe „Volksbund Forum“ *236*
Impressum *238*

DR. MARTIN DODENHOEFT
Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Vorwort

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Für mich ist Weihnachten das wichtigste und schönste Fest des Jahres. Auch als Erwachsener erlebe ich immer etwas nach von damals, von den schönen Weihnachtsfesten, die ich als Kind und Jugendlicher in der Familie erleben durfte. Meine Frau und ich haben versucht, das unseren Kindern zu vermitteln, und es sieht so aus, als ob es uns gelungen wäre. So werden wir auch in diesem Jahr sicher wieder ein schönes, friedliches Weihnachtsfest im Kreis der Familie verbringen können. Das wünsche ich auch allen unseren Leserinnen und Lesern, allen Menschen von Herzen, für die wir dieses Buch gemacht haben.

Und doch, trotz aller Vorfreude: In die Gedanken an Weihnachten mischt sich ein Tropfen Bitterkeit. Denn auch zu Weihnachten, auch in diesem Jahr, wird irgendwo auf der Welt geschossen und gebombt. Auch zu Weihnachten werden Menschen aus ihrer Heimat vertrieben, verfolgt, ermordet. Auch zu Weihnachten leben Menschen in Not und Elend, sind auf der Flucht, sind allein und einsam irgendwo fern ihrer Familie, fern ihrer Heimat.

Die Geschichten, die Freunde und Förderer des Volksbundes für dieses Buch aufgeschrieben haben, erzählen von ganz persönlichen, ganz besonderen Weihnachtstagen. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten von ihren Erlebnissen im Krieg, an den Fronten, in der Heimat, aus der Gefangenschaft. Sie sind nicht schöngefärbt, sie vermitteln keine wundersame Friedensidylle mitten im Krieg, in Not und Elend. Aber wir spüren es: Auch dort, wo Weihnachten gleichsam abwesend ist, wo kein Frieden ist, wo dieser besondere Tag nur ein Tag ohne Friedenshoffnung wie die anderen furchtbaren Tage in dieser Zeit ist, ist es präsent. Auch ... nein, gerade im Negativ erkennen wir das Original. Auch wo Krieg ist, erkennen wir den Frieden. Gerade dort erfahren wir seinen wahren Wert.

Weihnachten ist traditionell eine Zeit der Wünsche, eine Zeit der Geschenke. Ich habe nur einen Wunsch, auch wenn dieser, seien wir realistisch, wohl niemals in Erfüllung gehen wird: Frieden. Vielleicht aber ist es denkbar, dass immer mehr Menschen auf der Welt diesen Wunsch teilen und sich dafür einsetzen, dass er wahr wird? ❄

Stille Nacht, heilige Nacht

Stille Nacht, heilige Nacht,
alles schläft, einsam wacht
nur das traute hochheilige Paar,
holder Knabe im lockigen Haar.
Schlaf in himmlischer Ruh'!

(2) Stille Nacht, heilige Nacht,
Hirten erst kundgemacht
durch der Engel Helleluja
tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter, ist da!

(3) Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb aus deinem göttlichen Mund,
da uns schlägt die rettende Stund,
Christ, in deiner Geburt!

T: Joseph Franz Mohr 1818; M: Franz Xaver Gruber 1818

KAPITEL I

Weihnachten an der Front

Es ist für uns eine Zeit angekommen

||: Es ist für uns eine Zeit angekommen,
es bringt uns eine große Gnad. :||
Unser Heiland Jesus Christ,
der für uns, der für uns,
der für uns Mensch geworden ist.

(2) ||: Es sandte Gott seinen Engel vom Himmel
zur Jungfrau hin nach Nazareth. :||
„Sei gegrüßt, du Jungfrau rein,
den aus dir, denn aus dir,
will der Herr geboren sein!“

(3) ||: Maria hörte des Höchsten Begehren,
sich neigend sie zum Engel sprach: :||
„Sieh, ich bin des Herren Magd,
mir gescheh, mir gescheh,
mir gescheh, wie du gesagt.“

(4) ||: Und es erging ein Gebot des Kaisers,
dass alle Welt geschätzet wird. :||
Josef und Maria voll Gnad
zogen hin, zogen hin,
zogen hin zur Davidstadt.

(5) ||: Es war kein Raum in der Herberg zu finden,
es war kein Platz für arme Leut. :||
In dem Stall bei Esel und Rind
kam zur Welt, kam zur Welt,
kam zur Welt das heilge Kind.

(6) ||: Es waren Hirten bei Nacht auf dem Felde,
ein Engel dort erschienen ist: :||
„Fürcht euch nicht, ihr Hirtenleut!
Fried und Freud, Fried und Freud,
Fried und Freud verkündt ich heut!

(7) ||: Denn euch ist heute der Heiland geboren,
der euer Herr und Retter ist. :||
Dieses Zeichen merkt euch gut:
Gottes Kind, Gottes Kind,
Gottes Kind in der kalten Krippe ruht!“

(8) ||: Sie liefen eilend und suchten und fanden,
was auf dem Felde verkündet ward. :||
Unsern Heiland Jesus Christ,
der für uns, der für uns,
der für uns Mensch geworden ist.

(9) ||: Vom Morgenlande drei Könige kamen,
ein Stern führt sie nach Bethlehem. :||
Myrrhen, Weihrauch und auch Gold,
brachten sie, brachten sie,
brachten sie dem Kindlein hold.

HUBERTUS KIENEL

Meine Weihnachtsgeschichte

(gewidmet meiner Mutter)

Heiligabend in Apostolowo
Russland 1943

Es war der 17. Dezember 1943 – nach knapp einjähriger Ausbildung als Artillerist stand ich als 18-jähriger Fahnenjunker-Unteroffizier auf dem Breslauer Hauptbahnhof und wartete auf den Transportzug Richtung Osten – mein erster Fronteinsatz!

Tränenreiche Abschiede entlang dem Bahnsteig – Mütter, Frauen, Mädchen, Kinder umarmten die Soldaten. Unfassbar für viele, so kurz vor Weihnachten die Fahrt antreten zu müssen. Mein Vater drückte mir lange die Hand – er kannte das, war er doch 1914/18 dabei gewesen. Mutters letzte Umarmung presste auch mir Tränen in die Augen, so dass ich kaum merkte, wie sie mir ein verschnürtes Paket in die Hand drückte und gerade noch mit erstickter Stimme herausbrachte: „Junge, das ist für den Heiligen Abend." Ich spürte noch die Arme meiner Schwester um meinen Hals – ein letztes Winken – die Räder rollten ins Ungewisse.

Die anfängliche Stille im Abteil wich. Bald wusste jeder vom anderen etwas. Alte Fronthasen waren dabei, die uns Jungen schonungslos aufklärten, was uns erwartete.

Schon ab Lemberg hieß es in Güterwagen umzusteigen – Strohmatratzenlager – am Ende des Zuges viele Waggons mit Munition – Nachschub für die Front. Vor und hinter der Lokomotive Flakabwehr gegen Tieffliegerangriffe und Partisanen.

Zügig ging es über Shitomir, Kiew – doch dann kam ein langes Warten. Es hieß, die Strecke sei durch russische Fliegerangriffe blockiert. Zum Glück war in jedem Waggon ein Kanonenöfchen mit Kohlevorrat, das uns gegen die grimmige Kälte draußen etwas schützte. Inzwischen war der 23. Dezember herangerückt. Da sollten wir eigentlich schon in Kirowograd sein, unserem Endziel.

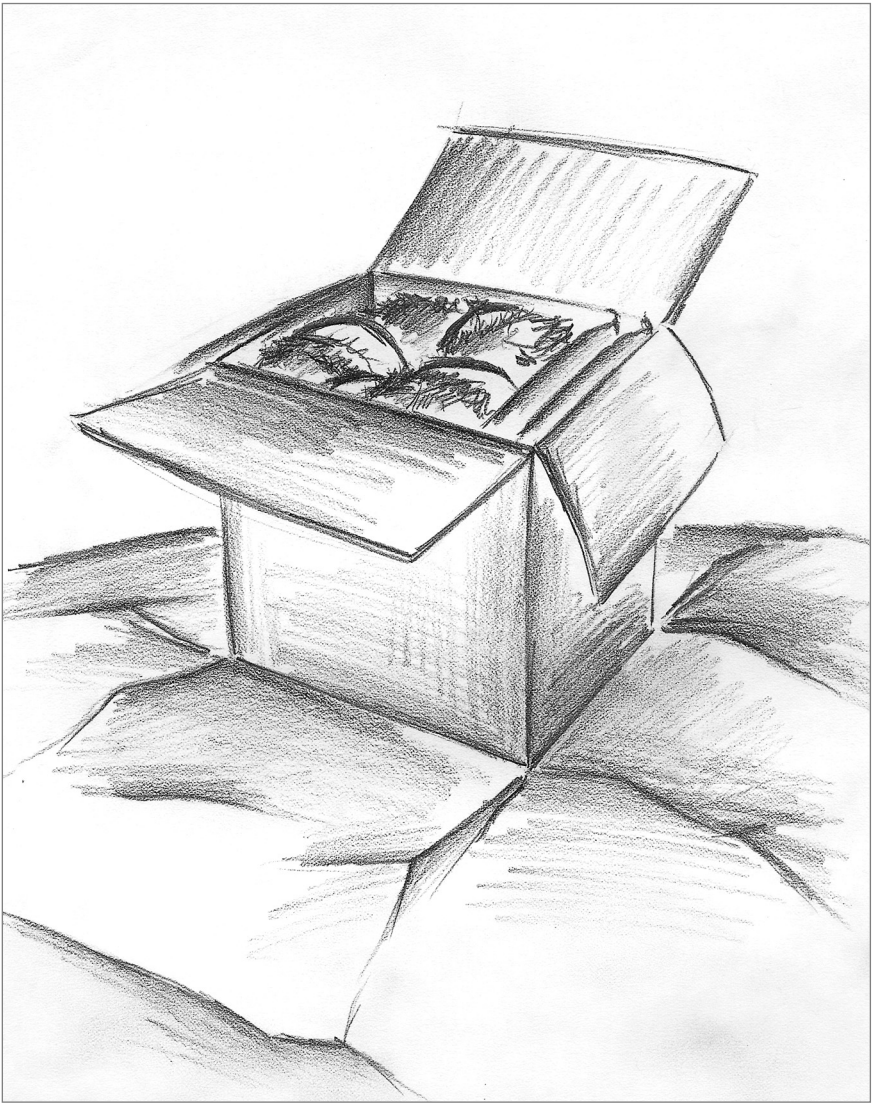
Im Morgengrauen des 24. Dezember rollten wir weiter – langsam – mit vielen Stopps. Die „Alten" klärten uns auf, dass jetzt die gefährlichste Strecke käme, wo Partisanen angriffen und Tieffliegerangriffe an der Tagesordnung seien. Es war eine knisternde Stimmung. Jeder lauschte nach draußen, uns war allen mulmig.

Gut, dass wir einen Berliner dabei hatten, den verließ in keiner Situation der Humor! Dann, es muss gegen 17 Uhr gewesen sein, erfüllte sich die Luft mit Dröhnen, und ich hörte gerade noch, wie es der Berliner Schnauze entfleuchte: „Ick globe, det Christkind kommt mit seinen Engelchen im Sturzflug." Da krachte es schon, Schüsse peitschten, knatternde Flakabwehr – alles schrie: raus! – rechts den Karabiner – den „Affen" (Tornister) auf den Rücken, Stahlhelm auf, Gasmaske um. Ich wollte gerade als letzter aus dem Waggon springen – halt – Mutters Paket!

Schon landete ich in einer hohen Schneewehe. Wohin? Nach links, nach rechts? Da hörte ich jemanden rufen: „Hierher!" Ich wälzte mich durch den Schnee. Fest umklammerte ich mit der linken die Paketschnur. Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, aber ich fand Deckung hinter einer plötzlich auftauchenden Hauswand.

In dem Moment gab es eine Detonation. Etliche Munitionswagen flogen in die Luft – um uns splitterte es – Schreie von Verwundeten – dann Stille. Der Angriff war vorbei.

Unsere schützende Hauswand gehörte zu einem kleinen Bahnwärterhaus. Wir zwängten uns hinein. Drinnen roch es nach muffigem Stroh. Da kaum noch Dachziegel drauf waren, türmten sich drinnen Schneewehen;



aber wir fühlten uns in Sicherheit. Wir waren etwa fünfzehn Mann. Ein Offizier leuchtete plötzlich mit einer Taschenlampe herein und befahl: „Ihr bleibt die Nacht hier drin, stets zwei Mann Wache aufstellen, die anderen sind im nahen Dorf, Apostolowo heißt das hier, um die Verwundeten kümmern sich schon Sanitäter.“ Beim Herausgehen sagte er noch: „Schei… Weihnachten, gelt?!“

Allmählich erkannten wir die Umrisse des Raumes. Welch ein Segen, ein Backsteinofen, wenn auch arg ramponiert, stand an der Eckwand. Mit Feuerzeug, Papierfetzen, mit dem Seitengewehr zerkleinertem Holz entfachten wir schnell ein Feuer und setzten uns in eine Runde. Im schwachen Lichtschein spiegelten sich traurige Soldatengesichter. Ganz still war es auf einmal, nur von weitem tönte Geschützdonner. Da sagte jemand: „So, jetzt können wir uns frohe Weihnacht wünschen. Es ist Heiligabend. Wir haben noch heile Knochen." „Bei mir zu Hause ist jetzt Bescherung", ertönte eine Stimme, „meine Tochter kriegt eine Käthe-Kruse-Puppe, die hat sie sich so gewünscht!" „Und mein Klaus bekommt 'nen Roller", „Meiner ein paar Schlittschuhe", kam es aus einer anderen Ecke.

„Männeken", meldete sich der Berliner (Gott sei Dank war er noch bei uns), „wir ham doch ooch Bescherung, der liebe Jott hat uns doch eben nicht det Leben ausjehaucht!" – und – „Guckt euch mal um, is nich hier wie in Bethlehem? Maria und Josef mit ihrem Jesuskindle hatten och nich mehr als wir."

Nun war ich an der Reihe. „Doch", sagte ich, „für uns gibt es auch eine Bescherung, passt mal auf." Ich baute das Paket in der Mitte auf. Wie es Mutters Art war, hatte sie es sorgfältig in Packpapier gewickelt, das durch den Schnee nur etwas feucht geworden war. Ich löste die Schnur. Noch mal eine Verpackung mit schönem Weihnachtspapier – das faltete ich sorgfältig auseinander und breitete es auf dem Boden aus. Als ich den Karton öffnete, mein Nachbar mit dem Feuerzeug hinein leuchtete, und alle Augen sich darauf richteten, erklang aus allen Kehlen ein „Aaach", denn obenauf lag ein kleiner Adventskranz aus echter Tanne mit rotem Band und dazu gelegten Kerzen, selbst an Streichhölzer hatte die Gute gedacht. In Schleifen gewickelte Päckchen holte ich heraus, legte sie um den Adventskranz – es waren so viele, dass einer meinte: „Mensch, und das hast du alles geschleppt und sogar hierher gerettet!" „Los", sagte ich, „packt mit aus!" „Nee du, das sind deine Sachen." „Quatsch, die gehören uns allen", erwiderte ich, „was meint ihr, wie sich Mutter freuen würde, wenn sie das jetzt sähe!"

Kurzum: Alles wurde aufgeteilt. Zum Vorschein kamen: vier verschiedene große Würste, eine Menge Weihnachtsgebäck, mein damaliger Lieblingskuchen, „falscher Hase“, wir Kinder nannten es „Zebrakuchen“ (schichtweise Schokolade mit Keksen) und – hurra – eine Flasche Rum mit einem Beutel Zucker. Den konnten wir jetzt brauchen! Was war da noch eingewickelt in Weihnachtspapier? Ein kleiner echter Silberlöffel aus Mutters guter Schatulle, oh, Gott, dachte ich, ein Stück Zuhause!

Schnell war in unseren Kochgeschirren Schnee aufgetaut, bald dampfte der Grog, und den ersten Schluck tranken wir auf meine Mutter. Dann sangen wir „Stille Nacht, heilige Nacht“ mit feuchten, glänzenden Augen, jeder in Gedanken zu Haus bei seinen Lieben. Ich hielt ein Tannenzweiglein über die Kerze – heimatlicher Weihnachtsduft nahm uns gefangen. Eine kurze Stille trat ein, dann kam Fröhlichkeit auf, jeder erzählte, wie es jetzt zu Haus bei ihm zuginge.

Die Wache draußen wurde abgelöst, die Partisanen ließen uns in Ruhe. Meine Gedanken sahen daheim einen langen, weiß gedeckten Tisch mit Tannengrün und Kerzen dekoriert. Ich war auf einem Hof groß geworden, alle Knechte und Mägde festlich angezogen, ließen sich „weiße Wurst mit polnischer Tunke“ und Sauerkraut (Schlesier kennen dies!), anschließend Karpfen, hinterher Mohnklöße schmecken. Dann war Bescherung, jeder wusste seinen Platz, alles freute sich. Ich am meisten, weiß ich doch noch, wie ich als Junge einen hölzernen Pferdestall mit zwei herrlichen Ackerpferden, einem Leiterwagen mit richtigem Heu (Mutter „freute“ sich über den anschließenden Dreck!) bekommen hatte, denn ich war es und bin es bis heute geblieben, ein Pferdenarr. Unser Onkel Sepp, Junggeselle, der immer bei uns feierte, setzte sich ans Klavier und sämtliche Weihnachtslieder wurden gesungen. Vor der mitternächtlichen Christmette liefen meine Schwester und ich in den Stall und gaben den Pferden Zucker. Das ging mir alles durch den Kopf.

Inzwischen quollen auch aus den Wortkargen Gefühlsausbrüche, jeder hatte was zu erzählen, es war wie ein Betäuben, keiner kam bei den Leckereien zu kurz, und als die vier Ersatzkerzen langsam am Ausbrennen

waren (selbst daran hatte Mutter gedacht), unterbrach der Berliner die aufkommende Müdigkeit noch einmal : „Nu – hatten wir nich 'ne schöne Bescherung? Nur, det Eselchen von Maria und Josef fehlt ma jetzt, uff dem ritt ich noch in der Nacht bis nach Berlin." „Mensch, halt die Klappe", kam eine Stimme aus der Ecke, „Esel sind wir doch selber, spätestens morgen früh wirst du's merken!" Nur noch das Feuer knisterte im Ofen. Die, die noch wach lagen, richteten ihre Augen durch das zerborstene Dach in den klaren Sternenhimmel. Ferner Geschützdonner mit hellem Aufblitzen holte uns in die Wirklichkeit zurück – in den verfluchten Krieg.

Ich schob noch den Silberlöffel in die Brusttasche und dachte: „Wenn Du aus dem Schlamassel rauskommst, an dieses Weihnachten wirst du zeitlebens denken."

Am nächsten Morgen bestiegen wir einen neu bereit gestellten Transportzug. Mein Marschbefehl war, mich als VB (Vorgeschobener Beobachter der Artillerie) des Artillerieregements 28 bei der 60. Infanterie-Division zu melden.

Als Nachsatz möchte ich hinzufügen: Diesen Silberlöffel brachte ich durch den Krieg und die anschließende fünfjährige Gefangenschaft – er war mein Talisman. Die Daten eingraviert, halte ich ihn noch heute in Ehren.

Meine Mutter hat viel mitgemacht, zwei Weltkriege erlebt. Die Leute aus Grottkau, glaube ich, haben sie in guter Erinnerung. Sie wurde von allen geschätzt. Sie hätte einen schöneren Lebensabend verdient als nach dem Tod von Vater die letzten zehn Jahre im Altenheim zu verbringen. Aber ich war viel bei ihr, jede Weihnacht feierten wir beide allein das Weihnachtsfest. In ihrer Todesnacht hielt sie lange meine Hand. Sie starb vor 15 Jahren im Alter von 90 Jahren. ❄

HELMUT BOMM

Der Baum aus dem Niemandsland

Eine Ostfront-Weihnacht 1941

Immer zur Weihnachtszeit muss ich an die ersten Russland-Weihnachten zurückdenken. Wir befanden uns mit unserem 3,7-Zentimeter-Panzerabwehrgeschütz in einem Dorf am Donez. Nach harten Kämpfen, in deren Verlauf unser Geschütz von einem russischen 52-Tonnen-Panzer überrollt worden war, erhofften wir uns in der warmen Hütte ein ruhiges Fest. Die Behausung konnten wir tagsüber nicht verlassen, denn der nahe Fluss kennzeichnete den Frontverlauf. Bei Tag war daher das Dorf wie ausgestorben.

Eine Woche vor Weihnachten beschlossen wir, aus dem Niemandsland einen Weihnachtsbaum zu holen. Zu zweit machten wir uns in aller Frühe auf den Weg. Gegen Überraschungen hatten wir uns gerüstet, eine Axt war

dabei. Doch es ging alles glatt. Die Freude war groß, als wir mit dem Baum zurückkamen. Auch die Familie, bei der wir im Quartier lagen, freute sich mit uns. Sie versorgte uns mit warmen Essen, da der Verpflegungsnachschub durch den tiefen Schnee bei uns nur unregelmäßig eintraf. Die Leute vergaßen uns nicht, dass wir ihre zehnjährige Tochter verbunden und versorgt hatten, als sie beim Verlassen des Hauses am hellen Tag von der anderen Seite des Flusses angeschossen worden war. Im Kreise dieser fürsorglichen Familie würde das Weihnachtsfest sicher viel Freude bereiten.

Doch es sollte ganz anders kommen. In einem angrenzenden Frontabschnitt waren ständig Kämpfe. Am 19. Dezember abends wurden wir überraschend in Marsch gesetzt, um den gefährdeten Abschnitt zu übernehmen. Bei Dunkelheit begann der Weg durch Kälte und tiefen Schnee. Die ganze Nacht und den kommenden Tag marschierten wir ununterbrochen mit unserem von zwei Pferden gezogenen Panzerabwehrgeschütz, bis wir endlich das angegebene Dorf im Donezbogen erreichten. Aber obwohl es bereits Erfrierungen an Händen und Füßen gab, ließ unsere Gruppe Panzerjäger den im Niemandsland geholten Weihnachtsbaum nicht im Stich.

Die neuen Stellungen bestanden aus Schneelöchern, die oben mit Brettern und Zeltbahnen abgedeckt waren. Etwa alle 50 Meter kam ein solcher Unterschlupf mit zwei Mann von der Infanterie, dazwischen unser Geschütz. Von der Hauptkampflinie bis zum Dorf, in dem wir während der Ruhezeit einquartiert waren, musste ein Fußmarsch von etwa 20 Minuten zurückgelegt werden. Mit meinen noch nicht einmal 18 Jahren traf es mich und einen anderen Kameraden, gerade am Heiligen Abend bei dem Geschütz Wache zu halten. Mit klammen Fingern schrieb ich einen Brief an die Eltern in der Heimat, der durch Zufall erhalten geblieben ist. Der Brief lautet:

„Liebe Eltern! Es ist heute besonders still in unserem Schneeloch über dem Donez. Ich sitze mit meinem Kameraden frierend um das offene Feuer. Der Rauch treibt uns Tränen in die Augen, da kein richtiger Abzug vorhanden ist. Wenn wir die Zeltplane zurückschlagen, schlägt uns der Sturm den Schnee ins Gesicht. Draußen stehen wir dann bis an die Stiefelränder im

Schnee und passen auf, denn heute am Heiligen Abend sind wir in erhöhter Alarmbereitschaft. Wie man uns sagte, hat man einen Funkspruch von den Russen aufgefangen, dass er uns in dieser Nacht überraschend angreifen wolle.

Wir stehen heute, am Heiligen Abend von 17 bis 23 Uhr draußen im Schneeloch. Nach sechs Stunden Ruhe im Dorf müssen wir dann wieder für sechs Stunden hinaus in den Schnee. Unsere Bescherung erhielten wir heute Vormittag in der Form von Post. Die Socken, den Ohrenschützer und den Pullover, den ich von euch erhielt, kann ich gut brauchen, denn wir haben keine Winterbekleidung bekommen. Euer Päckchen ist doch wenigsten etwas, was an die Heimat erinnert. Weihnachten 1941 wird mir immer als traurigstes Weihnachten in Erinnerung bleiben."

An den Weihnachtsfeiertagen und danach versuchten wir, einen festen Bunker in den tief gefrorenen Boden zu treiben. Es war eine unsäglich mühsame Arbeit, denn die Verpflegung bestand nur aus Brot, und zwar täglich für fünf Mann ein Laib Kommissbrot. Doch der Bunker war fertig, noch ehe neue Angriffe entlang der Front einsetzten, um abzutasten, wo es eine schwache Stelle gab. Links von uns, gerade in dem Abschnitt, den wir verlassen hatten, um die gefährdete Stelle zu übernehmen, gelang den Russen ein tiefer Einbruch, so dass wir den Rückzugsbefehl erhielten, um einer Einkesselung zu entgehen. Zehn Tage und Nächte zogen wir bei über 40 Grad Kälte durch tiefen Schnee.

Der in dem Schneeloch geschriebene Brief vom Heiligen Abend kam erst im Februar, genau an meinem 18. Geburtstag, bei den Eltern an. Ihre Freude, gerade an meinem Geburtstag nach langen Wochen des Wartens von mir Post zu bekommen, war riesengroß. Sie konnten aber natürlich nicht ahnen, dass mich am Vormittag des gleichen Tages, an dem mein Weihnachtsbrief bei ihnen eintraf, die Sanitäter in Dnjepropetrowsk auf den Operationstisch trugen und mir beide Beine unterm Knie amputiert wurden. ❄

KURT HEMPEL

Ohne Lichterglanz

Ein Kalender aus dem Jahre 1941, jener leidvollen Kriegszeit, ließ solche Erinnerungen noch einmal aufleben, vom klirrenden Frost und endlosen Schneemassen. Fern der Heimat lagen wir ohne Winterkleidung Tage, Nächte, Wochen unter freiem Himmel, in behelfsmäßigen Schneegräben schutzlos Wind und Wetter ausgesetzt. Die Leiber notdürftig mit Decken und Lappen umwickelt, konnten wir uns nicht vor Erfrierungen schützen. Der Nachschub versagte, und in der sogenannten Winterschlacht im Osten zeichnete sich eine Niederlage ab.

Weihnachten damals: ohne Lichterglanz und Wärme.

Nach Eintritt der Dunkelheit hatten sich unsere Essenholer im unwegsamen Schneegelände auf die Suche zur Feldküche begeben, ein sich jeden

Abend wiederholendes Ritual. Ihre Rückkehr ließ bei uns stets neue Erwartungen aufleben, denn Essenholer galten als Überbringer von Versorgung und Nachrichten. Aufmerksam horchten wir auf, sobald sie zurückkamen. So auch an jenem Weihnachtsabend 1941. Im heftigen Schneetreiben erspähte ich in Sichtweite einen mit Mantel und Pelzmütze Bekleideten, über der Schulter einen Sack tragend, wie der wahre Weihnachtsmann aus dem Winterwald kommend. Plumps, stolperte er samt geschultertem Sack unweit von mir in unseren Laufgraben. So ein Glückspilz, dachte ich, hat er doch hinten an der Feldküche warme Winterkleidung, Mantel und Pelzmütze bekommen. „Hast du auch Post mit", rief ich ihm zu, ohne Antwort zu bekommen. „He Kamerad, hast du Post mit?", wiederholte ich noch einmal und ging auf ihn zu. Doch der Angesprochene rührte sich nicht. Ein Schreck durchfuhr mich, das war ja ein Russe, ein junger Rotarmist, ein Feind. Wortlos und lautlos standen wir uns beide ungewollt für Sekunden gegenüber, dann sprang er in Blitzesschnelle auf, ergriff die Flucht und lief in Richtung Minenfeld zur Feindseite, wo er im Dunkel der Nacht verschwand. Ein Essenholer von „drüben", der sich im Schneedickicht und Zick-Zack des Grabengewirrs ungewollt zu mir am äußersten Postenstand verlaufen hatte.

Später kehrte auch unser Essenholer zurück – verwundet, Blut floss an seinem Arm herunter. Ein Geschoss von „drüben" hatte ihn auf dem Rückweg getroffen – als Weihnachtsgabe.

Fast beneideten wir ihn wegen seiner Schussverletzung, denn bald konnte er sich im Feldlazarett hinten im Dorf zumindest in einer Unterkunft mit Überdachung und spendender Wärme geboren fühlen, an jenen Tagen des Christfestes. Dann würde er mit Sicherheit in die Heimat fahren, warme Winterkleidung erhalten oder wegen seiner Verwundung nicht mehr an die Front müssen.

Ein wunschvoller Gedanke damals – in leidvoller Zeit ohne Lichterglanz. ❄

HANS DIETER SERNO

Kriegsweihnachten 1943 in der Ukraine

Es war Ende September 1943, als ich als frisch gebackener Unteroffizier – einige Wochen vor meinem 19. Geburtstag – in Marsch gesetzt wurde zum Pionierbataillon 304 in der Ukraine, südwestlich von Dnjepropetrowsk. Nach mehr als drei Wochen in Zügen „läusefrei“ und solchen ohne diese Prädikat und als Mitfahrer von Munitions- und Materialtransporten kam ich bei meiner neuen Einheit an.

Ich wurde sofort Führer einer Gruppe von zwölf Pionieren, die alle älter als ich waren und zum Teil schon über längere Fronterfahrung verfügten. Unsere Aufgabe bestand darin, jeweils nachts vor der Hauptkampflinie Drahtsperren anzubringen oder Minen im Schnee zu verlegen, um vor

überraschenden Angriffen sicher zu sein. Diese Arbeiten galten als gefährlich. Obwohl wir uns bemühten, möglichst geräuschlos zu arbeiten, hörten immer wieder russische Soldaten verdächtige Geräusche mit der Folge, dass die Gegend durch einige Leuchtpatronen taghell erhellt wurde. Jetzt hieß es ganz ruhig bleiben und sich nicht bewegen in der Hoffnung, in unseren weißen Filzanzügen, die über der Uniform getragen wurden, nicht gesehen zu werden. Trotzdem ging es nicht ohne Verluste ab. Im besten Fall wurde man verwundet und konnte abtransportiert werden. Es gab damals eine Regel: „Länger als acht Wochen hält es hier niemand aus." Unsere Erfahrungen haben diese Regel bestätigt.

Obwohl etwa 20 Zentimeter Schnee lagen und nachts minus 20 Grad unterschritten wurden, dachte niemand von uns an das Weihnachtsfest – mit einer Ausnahme: Das war unser Hauptfeldwebel.

Die Ukraine ist vor allem eine Steppenlandschaft, eben mit einigen Bodenwellen. Auf riesigen Feldern wurden bis zum Krieg Weizen, Sonnenblumen und Mais im Wechsel angebaut. Zwischen den Feldern gab es kleine Hecken, die als Windschutz angepflanzt worden waren. Bäume gab es weit und breit keine, da im Sommer der Boden sehr trocken war. Es war uns also klar, einen Weihnachtsbaum wird es in diesem Jahr nicht geben. Damit war aber unser Hauptfeldwebel nicht einverstanden. Er beauftragte einen erfahrenen und cleveren Pionier, der Mitte November seinen Urlaub antreten sollte, bei der Rückkehr einen Christbaum und Kerzen mitzubringen. Acht Tage vor Weihnachten ging es wie ein Lauffeuer durch die Kompanie: Der Befehl wurde exakt ausgeführt. Wir hatten einen Christbaum, der unbeschadet wochenlang unterwegs war, wiederholt umgeladen werden musste und für den es sehr oft eigentlich gar keinen Platz gab.

So rückte der Heilige Abend immer näher. Es sollte ein Tag sein, an dem keine Arbeiten im Niemandsland zu verrichten waren. Auf einen solchen Tag hatten wir schon lange gehofft: Einmal eine Nacht in unseren Quartieren ca. tausend Meter hinter der Front bleiben zu können.

Die alten Soldaten hatten es sich schon lange abgewöhnt, über die Zukunft und über ihr persönliches Schicksal nachzudenken. Sie dachten nur an das Heute und waren froh und zufrieden, dass nun der Heilige Abend kam, an dem der Krieg an der gesamten Front ruhte. Ohne eine vorherige Absprache war es für die russischen Soldaten selbstverständlich, sich passiv zu verhalten, wie es wir im Gegenzug am 6. Januar, dem Weihnachtsfest der orthodoxen Christen, es ebenso taten. Ein Tag ohne Krieg, das war ein Geschenk des Himmels. Nach Einbruch der Dunkelheit zu dem Zeitpunkt, an dem wir üblicherweise in Richtung Front abmarschierten, versammelten sich etwa 75 Pioniere in einem relativ großen Raum eines für diese Gegend typischen Bauernhauses, erbaut aus Lehm und mit einem Strohdach versehen. Wir saßen dicht gedrängt auf Stroh und alle bewunderten unseren schönen Christbaum, eine Besonderheit in dieser baumlosen Steppe. Es dauerte nicht lange und Weihnachtslieder wurden angestimmt. Ich habe nie wieder in meinem Leben gehört, mit welcher Hingabe die alten Weisen gesungen wurden. Manchen Soldaten, die zu Hause Frau und Kinder hatten, sah man an, dass ihre Gedanken nicht hier, sondern weit weg in Deutschland waren.

Nach einer kurzen Ansprache unseres Oberleutnants folgte die Verteilung von Päckchen, die schon längere Zeit bei der Ankunft der Post aus der Heimat gesammelt worden waren. Je mehr Päckchen verteilt worden waren, um so größer wurde die Freude, die sich in dem Raum breit machte. Es wurden gegenseitig Bilder gezeigt, und auch ich konnte mich überzeugen, wie die Kinder meiner Soldaten aussahen.

Was meine Person betraf, so war ich ein Sonderfall. Mir war seit Wochen klar, dass ich zu Weihnachten weder ein Päckchen noch auch nur einen Brief erhalten würde. Ich hatte zwar bei meiner Ankunft in der Ukraine meiner Mutter sofort meine Feldpostnummer mitgeteilt und ihr auch zwei blaue Päckchenmarken geschickt, die für Päckchen an die Front unerlässlich waren. Da die Post mindestens sechs Wochen von der Front bis nach Hause unterwegs war und dann noch einmal sechs Wochen für den umgekehrten Weg, war es unmöglich, vor Mitte Januar etwas von zu Hause zu erwarten.

Doch plötzlich wurde mein Name aufgerufen und ich erhielt, völlig unerwartet, eine Tüte mit Weihnachtsgebäck. Wie war das möglich? Es kamen damals auch Päckchen an, deren Empfänger nicht mehr hier waren – der Soldat war als Verwundeter in das Lazarett gekommen oder er war gefallen. Diese Päckchen wurden geöffnet, die verderblichen Sachen, wie Weihnachtsgebäck, entnommen und die persönlichen Dinge wurden zurückgeschickt.

Ich hatte also ein Weihnachtsgeschenk erhalten, das für einen anderen Menschen bestimmt war. Ich zögerte, etwas zu essen. Das bemerkten einige ältere Soldaten meiner Gruppe, die stets bereit waren, mit ihren Lebenserfahrungen und insbesondere auch ihre Fronterfahrungen mir als ihrem Unteroffizier beizustehen. Einer sagte mir, seine Mutter wäre damit einverstanden, dass in so einem Fall ein anderer Soldat das Gebäck äße, der an der Front seinen Dienst machen müsse. Ich vertraute diesem Rat und wurde überzeugt, dass auch andere in der Heimat so denken würden.

Als die Kerzen an unserem Christbaum allmählich erloschen, ging die für alle sehr eindrucksvolle Weihnachtsfeier zu Ende. Wir verließen mit unseren Geschenken das Haus, nachdem jeder noch aus seinem Kochgeschirr einige Schlucke Sekt getrunken hatte. Draußen war es sternenklar und wieder so kalt, dass wir unsere Tarnanzüge gut schließen mussten. Der Heilige Abend war wie ein einzelner Stern in der Finsternis. Er leuchtete besonders hell – aber nur für einen Tag. So war er vielleicht bedeutungsvoller als solche, die länger leuchteten.

Mitte Januar erfolgte der schon lange erwartete Angriff auf unseren Frontabschnitt. Wir waren total unterlegen und mussten das Feld räumen. Am Abend des Großkampftages waren nur noch dreizehn Pioniere übrig geblieben, und ich musste versuchen, mit ihnen zusammen noch Schlimmeres zu verhindern.

Inzwischen habe ich viele schöne Weihnachtsfeste im Kreis meiner Lieben feiern können. Jedesmal aber, wenn Weihnachten vor der Tür steht, muss ich an das Weihnachten 1943 in der Ukraine zurückdenken. Die Eindrücke waren so stark, dass ich sie nie vergessen werde. ❄

EMIL SCHLUND

Dezember 1944

Wir waren im Elsass, in der Nähe von Straßburg, stationiert. Zivilisten mussten Panzergräben ausheben, eine sehr schwere und harte Arbeit. Doch schon vor Fertigstellung der Panzergräben eroberten die Amerikaner das ganze Gebiet bis zum Rhein, die ganze mühevolle Arbeit war somit umsonst gewesen.

Unserer Führung gefiel es natürlich nicht, dass die Amerikaner am Rhein standen. Es sollte deshalb ein Brückenkopf auf der anderen Rheinseite gebildet werden, um von dort aus die Amerikaner wieder zurückzuschlagen. Zu diesem Himmelfahrtskommando wurde unsere Kompanie eingeteilt. Befehlsgemäß erfüllten wir den Auftrag. Mit Sturmbooten der Pioniere rasten wir über den Rhein und kamen vor bis zum Hochwasserdamm, hinter dem sich die Amerikaner verschanzt hatten. Mit Handgranaten versuchten wir Meter um Meter Boden zu gewinnen, kamen aber nicht voran, die Gegenwehr war zu stark. Trotzdem wurde der Befehl ausgegeben, den Brückenkopf bis zum letzten Mann zu halten. Unsere Verluste waren sehr hoch. Das Essen wurde uns mit Sturmbooten gebracht. Unser Hauptmann erkannte die absolute Aussichtslosigkeit der Lage und ordnete am 24. Dezember den Rückzug an, bevor wir vollends aufgerieben würden.

Kaum waren die angeforderten Sturmboote angekommen, setzte ein Granathagel ein, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Rette sich wer kann, hieß es jetzt, jeder rannte um sein Leben. Nur mit viel Glück entkamen wir dieser Hölle. Von den Booten aus sahen wir das ganze Ausmaß. Wo wir noch vor wenigen Minuten gelegen hatten, schlug jetzt eine Granate nach der anderen ein. Hätten die Amerikaner unsere Absetzbewegung einige Minuten früher bemerkt, keiner von uns hätte dieses Inferno überlebt.

Auf der anderen Rheinseite angekommen, es war inzwischen dunkel geworden, fanden wir in einem Saal in dem Dörfchen Freistett ein Dach über dem Kopf. Wir hockten auf dem Boden, zitterten am ganzen Körper und waren total benommen. Zu essen hatten wir nichts außer einem kleinen Brocken Christstollen, den unser Feldwebel besorgt hatte.

Nun, es war Heiliger Abend und wir wollten „Stille Nacht, heilige Nacht" singen. Das Lied blieb uns jedoch im Halse stecken, es wurde ganz still in dem halbdunklen Raum. Dass auch ansonsten abgebrühten Landsern Tränen kommen, konnte ich an mir selber erfahren. Nie hatte ich vorher Heimweh gehabt, in dieser Nacht überkam es mich aber voll und ganz. Ich hockte zusammengekauert auf dem Boden und weinte bitterlich, dachte dabei an meine Mutter, meine fünf Geschwister und wie es daheim an Weihnachten immer so schön gewesen war. Mein Vater war, als ich vier Jahre alt war, an den Folgen eines Leidens aus dem Ersten Weltkrieg gestorben, und so war unsere Mutter immer der Mittelpunkt der Familie, sorgte sich um alles und jeden, und ich wünschte mir, dass sie jetzt spüren sollte, dass sie nicht allein war.

Von der Müdigkeit überwältigt schliefen wir dann, wenn auch unruhig, dem Weihnachtsmorgen entgegen. Am Weihnachtstag marschierten wir nach Sasbach. Dort wurden wir in einem Internat, wo vorher Klosterschwestern untergebracht waren, einquartiert. Einige der Schwestern waren noch anwesend. Als sie unsere müden Augen sahen, wollten sie helfen, so gut sie konnten. Sie strahlten so viel Wärme und Mitgefühl aus.

Jeder von uns bekam eine Kleinigkeit geschenkt, dann bereiteten sie uns ein so gutes Essen zu, das mir bis heute als mein bestes Weihnachtsessen in Erinnerung geblieben ist. Diese Schwestern waren ein Geschenk des Himmels, mein wertvollstes Weihnachtsgeschenk. ❄

ADOLF STRAUCH

Ein Weihnachtserlebnis

Krakau, Reserve-Lazarett 1 – 24. November bis 28. Dezember 1943

Sein Bett stand gegenüber der Tür. In dem Raum gab es viele Betten, sehen konnte er sie nicht. Verbandsmull bedeckte seine Augen; aber er konnte hören und den Geruch von Fäulnis und verbrannter Haut wahrnehmen. Er hörte Stimmen an der Tür, es waren viele Stimmen, überwiegend die junger Frauen. Die Stimmen kamen näher, jemand musste vor seinem Bett stehen. Worte wurden gewechselt, sie sprachen über ihn. Er hörte nicht hin. Es war eine starke Dosis Morphium gewesen, nun wollte er schlafen. Doch da war noch die empörte Mädchenstimme; Worte über alte Männer und den Krieg. Ich bin doch erst 23, wollte er rufen, gebt mir einen Spiegel; doch der geschwollene Mund blieb geschlossen.

Schmerzen, Betäubung, Schlaf, Schmerzen; Minuten, Stunden, Tage. Glück hatte er gehabt, er konnte sehen. Er sah seine verbrannten Hände; würde er sie wieder gebrauchen können? Er erinnerte sich an die Explosion auf der Fahrt an die Front. Es machte ihm zu schaffen, dass es ein dummer Zufall, ein bedauerlicher Unfall, eine „Verwundung zweiter Klasse“ war, und in diesem Zusammenhang dachte er auch an seine Kameraden und ihren Einsatz.

Nun waren es nur noch wenige Tage, das vierte Licht brannte am Kranz. Er hatte den Blick in den Spiegel und die Schmerzen ertragen, und es gab wieder Hoffnung. „24.12.1943“. In seinen Gedanken war er zu Hause, in seiner Stadt, bei den Eltern, Verwandten, Freunden. Werden die Bomber auch heute fliegen, dachte er. Sie glaubten doch alle an einen Gott, und er wusste keine Antwort; darüber kam er ins Grübeln.

Die Tür vor ihm ging auf. Kräftige Hände erfassten sein Bett, das über Gänge und Flure in einen Saal geschoben wurde. In dem Saal standen schon viele Betten. Es sah aus, als wären sie angetreten und die Vollzähligkeit sollte gemeldet werden. Dann sah er den Baum und die weißen Kerzen. Irgendjemand hielt eine Rede. Die Kerzen wurden angezündet und die Weihnachtsgeschichte vorgelesen.

Der Augenblick, vor dem er sich so gefürchtet hatte, war gekommen. Die Schwestern hatten sich vor den Baum gestellt und sangen das alte Weihnachtslied von der stillen Nacht: „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Er sah in die Betten, sah ihre Gesichter, Augen und Lippen. Er war doch ein harter Bursche; hatten sie nicht auf dem Flug nach Kreta 17+4 gespielt? Er kämpfte mit sich und verlor seinen Kampf. Tränen brannten auf seiner Gesichtshaut wie Feuer, doch er konnte nichts dagegen tun.

Es war vorüber, das elektrische Licht brannte. Gleich würden sie wieder abgeholt; noch Zeit, ein paar Worte zu wechseln. Links von seinem Bett sah er in ein noch junges Gesicht. Er sah nur das Gesicht und den Ernst in den Augen. „Wo hat es Dich erwischt?“ fragte er. „Erfrierungen“, sagte

der Junge. „Amputationen?“ fragte er. „Ja, die Füße“, sagte der Junge. „Es gibt Prothesen“, sagte er. „Ja“, sagte der Junge, „ich brauche auch welche für meine Hände“. Es wurde still. Dann der Junge: „Ich danke meinem Herrgott, der mir mein Leben erhalten hat.“

Im Wechsel von Zeit und Ereignis sind die Jahre vorübergegangen. Die Worte des Jungen hat er nie vergessen. Nach Jahren des Schweigens hat er diese Erlebnisgeschichte für seine Enkel geschrieben mit dem Zusatz Wollen + Glauben = Hoffnung. ❄

WILHELM ULLIUS

Weihnachten am Donez (1941)

Die 79. Infanterie-Division hatte schwere Zeiten hinter sich. Der Vormarsch war im November 1941 am Donez zum Stehen gekommen. Ich war damals Melder im I. Bataillon/Infanterieregement 208. Der Bataillonsstab lag, zusammen mit der 4. (MG)-Kompanie, in einem ukrainischen Dorf. Zum Fluss hin waren Sicherungen vorgeschoben. Eine feste Front gab es nicht, es war eine Zeit relativer Ruhe, von einigen russischen Reiterspähtrupps und gelegentlichen Überfällen abgesehen. Wir, die Meldestaffel, hatten ein Bauernhaus bezogen. Die große Stube hatten wir völlig ausgeräumt und gesäubert. Stroh auf den Boden, Zeltplanen und Decken drüber – fertig war das Nachtlager. Dazu kam ein großer Tisch, eine Bank, ein paar Stühle – das war die ganze Einrichtung. Außerdem gab es einen riesigen offenen Kamin, lebenswichtig bei der nun einsetzenden strengen Kälte. In einem Nebenraum wohnte der Hausbesitzer mit seiner Frau und etlichen kleinen Kindern. Er hatte außerdem noch einen Nachbarn mit Familie aufgenommen, dessen Haus von der MG-Kompanie beschlagnahmt worden war. Stjopan, der Hausherr, war ein Kerl wie ein Bär, groß, breit, sehr stark; er hatte die Aufgabe, am Brunnen Wasser für uns zu holen und für genügend Brennholz zu sorgen, ansonsten konnte er tun und lassen, was er wollte. Seine Frau war wohl kaum älter als höchstens 35, aber sie sah aus wie eine Greisin: Sie war schwer asthmakrank! Aber sie hatte fünf Kinder, ganz kleine dabei, und sie war schon wieder schwanger ...

Wir jungen Landser behandelten sie sehr achtungsvoll. Sie war eine Persönlichkeit und ihrem Bären von Mann weit überlegen, trotz ihrer Gebrechen. Und hilfsbereit war sie außerdem: Sie griff ein, wenn wir Probleme mit dem Kamin hatten, sie buk Brot und hinterher schob sie unsere Uniformjacken und -hosen in den Kamin, wegen der Läuse (wir hatten alle Kleiderläuse, bis zum Major aufwärts!).

Links von unserem Dorf, also nördlich, ragte aus dem sonst flachen Land ein Berg empor, eine beherrschende Höhe, viel Wald an den Hängen, oben auf der Kuppe Heidekraut und Felsbrocken, mit einem steilen Absturz zum Donez hinunter. Von da oben aus konnte man weit ins Land sehen. Dort sollte nun eine B-Stelle (Beobachtungsstelle) ausgebaut werden – und ich sollte die „Bauleitung“ übernehmen!

Es durfte nur nachts gearbeitet werden (wegen der Feindeinsicht). Nach kurzer Einweisung durch den Ordonnanzoffizier des Bataillons, den Leutnant Dehn, stieg ich dann in der Nacht vom 29. zum 30. November mit meiner Arbeitskolonne den Berg hinauf. Meine Arbeiter: zehn Russen (eigentlich Ukrainer) aus unserem Dorf, Stjopan, unser „Hauswirt“, war auch dabei. Es war stockfinster und eisig kalt. Auf der Höhe pfiff der Wind, der Boden war steinhart gefroren, wir hatten auch zu wenig geeignetes Gerät. So waren wir bald steif vor Kälte, vor allem ich in meinem dünnen Tuchmantel und in Lederstiefeln; die „Iwans“ wurden wenigstens etwas warm beim Arbeiten ... Nach zwei Stunden hatte ich genug. „Schluss! Abmarsch!“ Nix wie heim in die warme Bude! Am Tag erhielt ich dann einen Anpfiff von Leutnant Dehn wegen unserer dürftigen Arbeitsleistung …

Die nächtliche Arbeit wurde allmählich zur Routine. Ich stand meist mit meinen Kameraden von der Artillerie zusammen. Manchmal war es so dunkel, dass man kaum die Erde unter sich erkennen konnte. Dann fiel etwas Schnee, es kamen helle Nächte, mit einem riesigen Vollmond am Himmel, die Sterne funkelten, wie ein Gemälde lag die Landschaft im Osten zu unseren Füßen. Tief unten, im Mondlicht glitzernd, der zugefrorene Fluß, die weiten Uferauen, dahinter der dunkle Wald ...

In den nächsten Nächten kamen wir gut voran. Die Grube war schließlich tief und groß genug. Der Troß schaffte Stämme heran, zwei meiner Russen zimmerten am Tag am (nicht einsehbaren) Hinterhang kunstvoll ein Balkengerüst zusammen. Das Gerüst wurde in die Grube gestellt, eine Lage Balken drüber, darauf verteilt der gesamt Erdaushub. Das Ganze wurde mit Heidekraut etwas getarnt – fertig war die B-Stelle. Zur

Feindseite hin gab es eine Öffnung, einen kleinen Vorbau für das Scherenfernrohr, und vom Eingang aus führte ein Stück Laufgraben nach hinten. Nach dem letzten Einsatz verabschiedete ich meine Kolonne mit einem Lob für die gute Arbeit. Wir hatten uns schon richtig aneinander gewöhnt. Meine Vorgesetzten sprachen mir übrigens auch ihre Anerkennung aus für das gelungene Werk.

Wegen meiner nächtlichen Aktivitäten hatte ich tagsüber meist dienstfrei oder wenigstens nur „Innendienst", das heißt, ich half zum Beispiel beim Sortieren der Feldpost, die in diesen Tagen recht reichlich einlief; vor allem kamen viele Weihnachtspäckchen von den Lieben daheim. Meine Hauptbeschäftigung aber war – die Anfertigung von Christbaumschmuck! Unser Tross hatte für jede Gruppe einen Weihnachtsbaum geliefert, keine Fichten, die wuchsen nicht in unserer Gegend, sondern Kiefern. Wir hatten einen Baum in unserer Stube aufgestellt. Die Kameraden hatten Kerzen organisiert oder selbst gegossen (aus Hindenburglichtern), sie wurden mit Draht am Baum befestigt. Und ich schnitt aus der Pappe von Feldpostpäckchen Figuren aus: Sterne, Herzen, Glocken, Tannenzapfen, sogar Engel! Die wurden bunt bemalt oder mit Stanniol (aus Zigarettenschachteln) oder mit den Hüllen von Tubenkäse überzogen. Außerdem schnitt ich Stanniol in dünne Streifen (Lametta) und holte aus dem Krankenrevier etwas Watte (Schneeflocken). Wir fanden, dass der geschmückte Baum prächtig aussah.

Am 24. Dezember 1941, am Heiligabend, hatten wir am Nachmittag eine Weihnachtsfeier für den gesamten Bataillonsstab – ziemlich förmlich, aber es gab für jeden etwas Schokolade. Anschließend feierten wir, die Meldestaffel, mit unserem Unteroffizier Lenz für uns in unserem Quartier, mit unserem Christbaum. Die Kerzen brannten – wir sangen: „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen ..." und „Oh Tannenbaum ...". Es kam so etwas wie weihnachtliche Stimmung auf, wir hatten wohl alle ein bißchen Heimweh. Aus dem Nebenraum waren Geräusche zu hören. Einer von uns, Brockmann, machte die Zwischentür auf, und da standen alle unsere Hausgenossen, vorne dran die Kinder, dahinter Stjopan und die übrigen Erwachsenen. Wir winkten sie herein, Stjopan schob seine

„malinki“ (Kinder) vor sich her, und dann standen sie vor unserem Lichterbaum, staunend, die Augen glänzten im Kerzenschein. Und wir sangen: „Stille Nacht – heilige Nacht“ … – „Charascho!“ (gut!), flüsterten die Ukrainer – und dann „bescherten“ wir die Kinder: Plätzchen, Süßigkeiten, etwas Schokolade aus unseren Feldpostpäckchen. Viel hatten wir ja selbst nicht, aber „eine Kinderhand ist schnell gefüllt“. „Spassibo, spassibo“, sagten die Erwachsenen – die Kinder waren einfach nur glücklich. Wir sangen noch „Ihr Kinderlein kommet“, und dann verschwanden unsere Gäste wieder im Nebenraum.

Schon am nächsten Tag wurde unsere Kiefer abgeschmückt und „entsorgt“. Ich nahm den selbstgebastelten Schmuck sorgfältig ab, packte ihn in ein Feldpostpäckchen und schickte ihn nach Hause.

Ich besitze ihn noch heute, und an jedem Weihnachtsfest hänge ich ein Stück davon an den Christbaum – meist ist es ein Engel – und denke dabei an die strahlenden Kinderaugen von damals. Am Donez, am 24. Dezember 1941, mitten im Krieg, war in unserer Stube wirklich Weihnachten gewesen. Es hatte niemand aus dem Lukas-Evangelium vorgelesen, aber beim „Stille Nacht“ war uns das Kind in der Krippe ganz nahe, und es war „Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen“. ❄

ARMIN VIEWEG

Diesen Heiligen Abend werde ich nie vergessen

Es war im Winter 1943 an der Ostfront. Wir lagen im Mittelabschnitt irgendwo zwischen Witebsk und Smolensk. Durch den ständigen Stellungswechsel wussten wir Landser manchmal schon gar nicht mehr so genau, wo wir lagen, denn das Land versank unter einer hohen Schneedecke wie unter einem großen Leichentuch. Unser Bataillon hatte durch die russische Winteroffensive ziemliche Verluste hinnehmen müssen.

Am 23. Dezember kam der Befehl zum erneuten Stellungswechsel. Wir alle freuten uns, bei dieser eisigen Kälte Weihnachten nicht vorne in unseren Panzerdeckungslöchern verbringen zu müssen. Vielleicht hatten wir Glück, das Weihnachtsfest hinten bei unserem Tross verbringen zu dürfen. Sich wieder einmal aufwärmen können, etwas Warmes zu essen und zu trinken bekommen, sich wieder einmal nach Wochen waschen zu dürfen ... Es waren herrliche Gedanken.

In der Nacht vom 23. zum 24. Dezember zog unser Bataillon durch das tiefverschneite Land. Stundenlang stapften wir durch den tiefen Schnee. Oft versanken wir bis zur Hüfte in zugewehten Löchern. Wir waren alle total erschöpft. Nach einem – „Bataillon halt“ – ließen wir uns einfach in den Schnee fallen, und es bedurfte großer Anstrengung, den ganzen Haufen wieder auf die Beine zu bringen. Lautlos zogen wir weiter durch die Nacht. Nur ab und zu hörte man das Klappern der Gerätschaften, die wir auf unseren Akias, unseren Schneebooten, hinter uns herzogen.

Es war noch tiefe Nacht, aber bereits der 24. Dezember, als der Befehl kam „Bataillon halt – alles eingraben“. Unser Weihnachtstraum war wie eine Seifenblase geplatzt. Die Enttäuschung war groß. Wir mussten uns oben

auf einem leicht ansteigenden Hang eingraben. Die Arbeit war schnell geschafft, denn der Schnee lag sehr hoch, da es tagelang zuvor geschneit hatte. In kurzer Zeit hatten sich die Kompanien wie Maulwürfe in ihre ausgehobenen Schneelöchern verkrochen. Nur ab und zu kam der Mond hinter den Wolken hervor. Es war bitter kalt. An ein bisschen Schlaf war nicht zu denken, nur manchmal nickte man vor Übermüdung ein, um gleich darauf vor Kälte wieder aufzuwachen. Außer den was wir auf dem Körper trugen, hatten wir in unserem Sturmgepäck nur noch eine dünne „Barrasdecke“, in die man sich einwickeln konnte. Wir froren wie die jungen Hunde, Hände und Füße waren wie Eisklumpen.

Es war immer noch finster. Russische Stellungen konnten wir nicht ausmachen. Es fiel von keiner Seite ein Schuss. Alles war ruhig und friedlich, beinahe schon zu friedlich – keine Leuchtkugel, nichts – Totenstille.

Ich war seinerzeit 19 Jahre alt, aber noch naiv genug zu glauben, dass der Iwan uns wenigstens zu Weihnachten eine Ruhepause gönnen würde. Mir kam auch der Gedanke, dass wir ein Stück hinter der Front liegen – in Auffangstellung, falls der Russe vorne durchbrechen sollte.

Es machte sich auch der Magen bemerkbar, aber was sollte man essen? Das Kommissbrot war steinhart gefroren, man musste es immer erst mit dem Seitengewehr in Stücke schlagen, um es dann im Mund zu lutschen. Der Tee in der Feldflasche war ein Klumpen Eis.

Totenstill war es nur, solange es finster war. Als es hell wurde, ging der Zauber los. Der „Iwan“ legte ein Trommelfeuer auf unsere Stellungen, dass uns Hören und Sehen verging. Vom Himmel hoch, da komm ich her ... aber diesmal waren es tausende von Granaten. Er trommelte Stunde um Stunde auf unsere Stellungen, die ja nur tiefe Schneelöcher waren. Pausenlos lagen wir im Hagel der Granaten, wie ich es so massiv noch nie bei einem Trommelfeuer erlebt hatte.

Gegen Mittag hörte der Russe ganz plötzlich auf. Mittagspause? Großes Aufatmen. Hat der Iwan sein Pulver verschossen, will er vielleicht selbst

Weihnachten feiern? Weit gefehlt! Nach einer knappen Stunde ging es wieder los. Stunde um Stunde, den ganzen Nachmittag, schwerstes Feuer aus allen Rohren, aller Kaliber. Hinter uns lag keine Artillerie, keine schweren Waffen, die den Russen unter Druck hätten setzen können. Nichts, rein gar nichts für unsere Unterstützung. Wir lagen da vorne verlassen, auf verlorenem Posten.

Meine Angst in diesem Inferno schlug in Gleichgültigkeit um. Aus einer solchen Hölle gab es kein Entrinnen. An Weihnachten dachte ich nicht mehr, auch nicht an ein Überleben.

Plötzlich kroch ein junger Leutnant von Loch zu Loch. Befehl: Sofortiger Rückzug! In einem solchen Granathagel ein Wahnsinnsbefehl. Ich konnte mir nur vorstellen, dass der Offizier die Nerven verloren hatte. Ich habe ihn auch nie mehr gesehen. Der Rückzug begann – durch diese Feuerwalze. Volltreffer auf Volltreffer. Was sich da abspielte, möchte ich hier lieber nicht schildern. Wir, die Überlebenden, die diesen Feuergürtel überwunden hatten, standen plötzlich vor einem Hauptmann, der uns mit der Waffe drohte, davon Gebrauch zu machen, wenn wir nicht sofort unsere verlassenen Stellungen wieder besetzen würden.

Wir waren bereits so apathisch, so ausgebrannt, so gleichgültig, dass wir erneut in diesen Feuergürtel wieder hineinliefen und unsere Löcher besetzten.

Als es dunkel wurde, brach das Feuer plötzlich ab. Befehl von Loch zu Loch: „Bataillon hinter dem Kamm sammeln“. Da gab es nicht mehr viel zu sammeln. Nur eine Handvoll Landser kamen aus ihren Löchern gekrochen. Von unserem Bataillon haben nur 35 Männer überlebt.

Bei Nacht und Nebel kamen wir nach einem längeren Marsch durch tiefverschneite Wälder in der Nacht zum ersten Weihnachtsfeiertag bei unserem Tross an. Und hier wurden wir reichlich zu Weihnachten beschenkt: Wir durften uns nach Wochen wieder einmal aufwärmen, mit warmem Wasser waschen, etwas Warmes essen und trinken und in einem warmen

Raum schlafen. Und so ging unser Wunsch, Weihnachten in Ruhe hinten bei unserem Tross verbringen zu können, doch noch in Erfüllung … für uns Überlebende. ❄

RICHARD JUNG

90 Minuten Aufenthalt

(Begegnung mit einem Engel)

30 Meter rechts seitwärts der Lok steht die kleine vereinsamte Tanne im knietiefen Schnee. In der Ferne, vielleicht ein Kilometer, schimmern die schlecht verdunkelten Fenster eines kleinen polnischen Bauerndorfes in die Schneeeinsamkeit der Nacht. Das Bellen eines Hundes klingt wie ein entferntes Echo, irgendwo dort auf einer unbedeutenden Nebenstrecke der Eisenbahn in Ostpolen.

Rhythmisch und bösartig scheint die Lok das Haltesignal anzufauchen, und ihre Lichter blinzeln aufreizend in den müde fallenden Schnee. Qualmschwaden hüllen die Lok und die drei Personenwagen ein und ziehen träge sich auflösend den Truppentransportzug entlang, wo sie dort bei den letzten Panzern auf den flachen Eisenbahnwagen in der Ferne zwischen der Schwärze der Winternacht und dem grauen Schnee langsam verschwinden. Die Sterne blitzen kalt und erbarmungslos auf den jungen Kompaniechef herunter, den seine Soldaten trotz seiner 25 Jahre den „Alten“ nennen, wie er jetzt dasteht und frierend und stampfend das Haltesignal anmotzt.

Weihnachten 1942 – Heiliger Abend

Vor vier Tagen noch im warmen Südfrankreich, schnelles Verladen der Panzer-Pionier-Kompanie – viel zu schnell –, ein letztes Bad im Meer. Eine erfahrene Heeresverwaltung hat alle Arten Marketenderwaren ausgeschüttet, damit wir den nicht erhaltenen Heimaturlaub vergessen, zum Trost und zur Beruhigung gewissermaßen. An deren Auswirkung denkt jetzt der „Alte“, dann gewahrt er die Tanne im Schnee. Gedankenverloren stapft er auf das einsame Bäumlein zu und freut sich, wie sich seine

Zweige erleichtert heben, wenn er mit lässigen Bewegungen seiner Stiefel den Schnee abschlägt. Fetzen trunkenen Grölens schallt zu ihm herüber – Weihnacht, Fest des Friedens und der Versöhnung, Heiliger Abend. Der „Spieß“ mit seinen 29 Jahren der älteste Soldat der Kompanie, beobachtet seinen Chef vom Abteilfenster aus und stolpert dann geräuschvoll über die ausgestreckten Beine des Zugführers 3. Zug, eines gerade 20-jährigen Leutnants, der trübsinnig im Eck hockt und vom Heimweh geplagt die Bierflasche in seiner Hand anstiert. Waren wir nicht gerade vor ein paar Stunden an seinem Elternhaus vorbeigefahren, das er seit gut einem Jahr nicht mehr betreten hat?

„Wir müssen doch irgendwo noch ein paar Kerzen haben“, murmelt der Spieß vor sich hin und kramt polternd in den Kisten herum, als wollte er den Leutnant zum Mittun zwingen. Er findet dann auch die Kerzen in der Alarmkiste. „Komm, Bub, wir machen Weihnachten“, meint er und versucht den Leutnant mit einem erneuten Tritt gegen das Schienbein für sein Vorhaben zu begeistern, „einen Christbaum, Kerzen und einen besinnlichen Chef haben wir schon!“ „So ein Quatsch“, murmelt der, reißt sich aber dennoch aus seiner alkoholgeschwängerten Lethargie und stolpert aus der stickigen Wärme hinaus in die Kälte der Winternacht. Dann machen die drei aus der einsamen Tanne einen Weihnachtsbaum, mit Bindedraht und Wachskerzen, einen Traum von einem Weihnachtsbaum.

Drei einsame Gestalten starren dann in die Lichter, deren ruhiger Glanz mit den eiskalt erscheinenden Sternen wetteifert. Das Grölen in den Personenwagen des Transportzuges verstummt langsam, und da schlurfen sie heran, die Kameraden, vermummt wie Vorzeitmenschen, vielleicht wie damals die Hirten, schweigsam mit erstaunten Augen. Ein stiller Kreis umsteht dann das Wunder. Wenn eine Kerze flackert, sieht man dann und wann die aufgerissenen Augen in den dunklen Gesichtern. Keiner sagt etwas, nicht mal der „Alte“, der sonst selten nichts zu sagen weiß. Sie stehen einfach so herum und jeder von ihnen ist mit seinen Gedanken ganz allein und ganz weit weg.

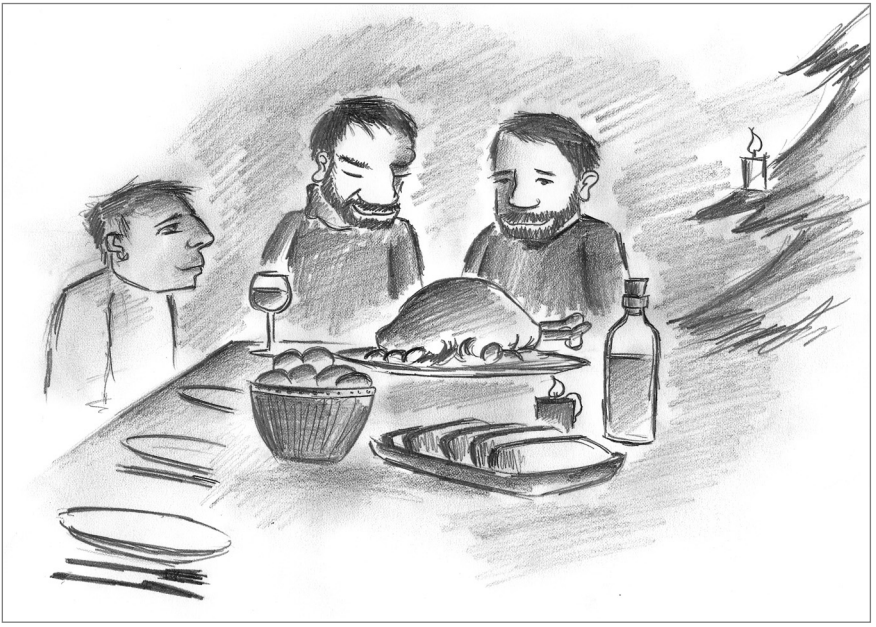
Da entsteht Bewegung an einer Seite. Da drängt sich doch jemand durch den Kreis der stummen Gestalten. Ja, was ist denn das? Ein langes weißes Gewand, ein Engel, vielleicht 18 oder 19 Jahre, ein etwas zerrupfter Engel, möchte man bei näherem Zusehen meinen. Das goldene Stirnband mit dem Stern ist verrutscht. Man kann unschwer erkennen, dass der Engel einen weiten Weg durch den Schnee bis hierher zurückgelegt hat. Ein Mensch, der nicht mehr an Wunder glaubt, hätte auch festgestellt, dass ein Pappflügel traurig und durchnässt herunterhing, das lange weiße Gewand sonst einem etwas profaneren Zweck gedient hat und dass die nackten Füße des Engels in klobigen Männerschuhen steckten.

Wir aber glaubten an Wunder in dieser Nacht, in der Weihnachtsnacht 1942, irgendwo, an einer unbedeutenden Nebenstrecke der Eisenbahn in Polen.

Der Engel spricht uns auf Polnisch an und hält uns mit nackten Armen ein Körbchen entgegen. Traurig schaut er im Kreis herum, als er merkt, dass wir ihn und seinen Weihnachtsgruß nicht verstehen können. Wir greifen in das Körbchen und probieren das steinharte armselige Gebäck – und stecken es heimlich in unsere Taschen. Dann singen wir „Hohe Nacht der klaren Sterne“, vereinzelt erst, dann immer kräftiger „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht …“

Ein Bild, das ich seit damals nicht mehr vergessen habe und das mich immer an Weihnachten wieder erneut nachdenklich stimmt: Neben dem Lichterbaum im Schnee der zerrupfte Engel im langen weißen Gewand, mit nackten Füßen in klobigen Schuhen im eiskalten Schnee, mit ausgestreckten Armen und tränenüberströmten Augen. Drum herum eine ganze Kompanie junger Männer, die glaubten, harte Soldaten zu sein und meinten, sie könnte doch wirklich nichts mehr erschüttern. Sie schneuzen sich verlegen, gucken in den schwarzen Himmel und singen so kräftig und laut auch die zweite und dritte Strophe, als könnten sie damit ihr ganzes Elend, ihre Angst vor der Zukunft und ihr Heimweh hinaufsingen zu IHM, der Trost ist und Hoffnung.

Vereinzelt stoßen wir uns gegenseitig an, stehlen uns weg und kehren zurück. In unseren Zeltbahnen schleppen wir heran, was man uns gegeben hat, damit wir unser eigenes Weihnachtsfest vergessen: Cognac, Weinflaschen, Zigarren, Gebäck, auch lange grobe Männerunterhosen und dicke wollene Militärsocken sind dabei, auch Schals, Kopf- und Pulswärmer sowie Unterziehpullover, deren private Herkunft selbst dem großzügigsten Zahlmeister aufgefallen wäre. Fassungslos steht da der Engel und heult wie ein Kind. Dann pfeift die Lok zweimal schrill und stößt Wolken heißen Dampfes aus. Der Schnee beginnt stärker zu fallen. Das Haltesignal zeigt grün und langsam setzt sich der Transportzug in Bewegung. ❄



ADOLF MÜLLER

Weihnachten 1941 auf der Krim

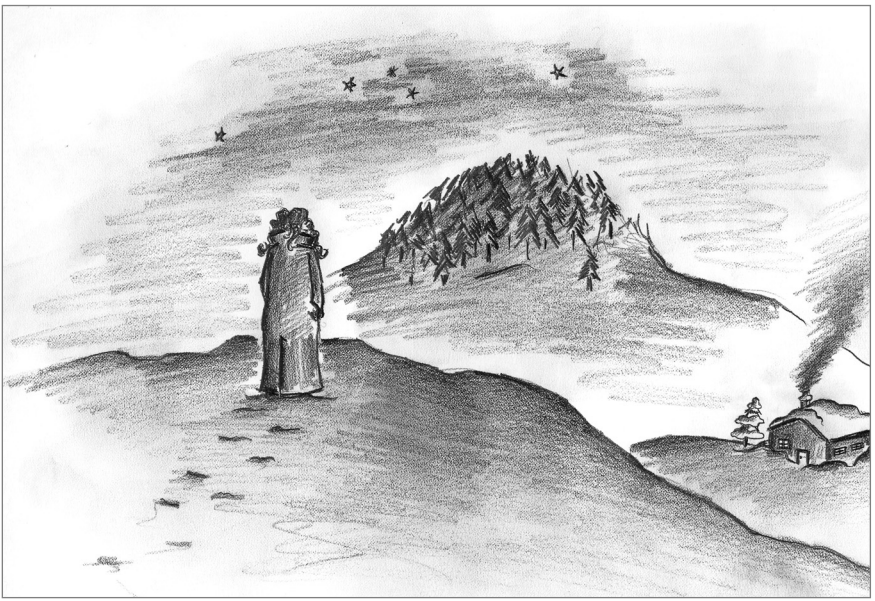
Weihnachten 1941 war die dritte Kriegsweihnacht. Ich lag mit meiner Kompanie, einer Flak-Einheit des Heeres, an der Landenge zur Halbinsel Krim. Die Geschütze unserer Kompanie hatten im Gebirge am Belagerungsring um die Festung Sewastopol Stellung bezogen. Meine Aufgabe bestand darin, für Verpflegungs- und Munitionsnachschub zu sorgen und in die Stellungen zu bringen. Auch mussten die Fahrzeuge, die vorher sehr strapaziert worden waren, wieder instand gesetzt werden.

Wir erhielten die Erlaubnis, aus dem nahegelegenen Gefangenlager zwei russische Soldaten für die Arbeiten an den Fahrzeugen anzuwerben. Es fanden sich auch zwei, die zu dieser Arbeit bereit waren. Beide Soldaten waren in Simferopol zu Hause und hatten dort ihre Familien.

Weihnachten rückte näher, und unsere Gedanken waren in dieser Zeit noch öfter bei unseren Familien in der Heimat. Dabei reifte in mir der Plan, wenn wir schon nicht bei unseren Familien waren, unseren beiden russischen Familienvätern Urlaub auf Ehrenwort zu geben. Mit einem von mir eingeweihten Kameraden fuhr ich am Tag vor Heiligabend mit unseren beiden Gefangenen nach Simferopol zu ihren Familien, deren Freude natürlich groß war. Ich wusste, welches Risiko ich einging, aber ich hatte Vertrauen, dass die beiden mich nicht enttäuschen würden.

Wir haben mit niemandem darüber gesprochen. Am Nachmittag des zweiten Weihnachtstages fuhren wir wieder nach Simferopol, um die Arbeiter wieder abzuholen. Die Familien der beiden hatten sich in einer Wohnung zusammengefunden. Wir kamen in die weihnachtlich geschmückte Stube und erlebten mit diesen russischen Familien bei den brennenden Kerzen, einem Weihnachtsbaum und dem Gesang russischer Weihnachtslieder fern unserer Heimat Weihnachten.

„Weihnachten ist überall dort, wo das Licht leuchtet und die Menschlichkeit siegt.“ ❄



GISELA LAUB

Ich bitte unseren lieben Herrgott täglich ...

Meine Lieben!
Ja, nun ist es da, das Fest der Liebe und des Friedens. Obwohl wir nach wie vor in unserer Klemme sitzen, so haben wir uns gestern doch wider Erwarten einen ganz netten Heiligabend gestalten können. Natürlich, bei unseren äußerst zurückgestellten Erwartungen, will ich Dir auch gerne erzählen, was wir trotzdem alles erhalten haben. Vor allem haben zusätzlich vier Mann ein Brot als Weihnachtsgabe erhalten. Darüber haben wir uns alle am meisten gefreut, und das wirst Du wohl auch begreifen können, wenn Du weißt, dass als Normalverpflegung sieben Mann ein Brot pro Tag erhalten. Ich hätte nie geglaubt, dass ein Brot ein so freudig begrüßtes Weihnachtsgeschenk sein kann. Ja, und dann haben wir noch

jeder 46 Zigaretten, einen Liter Schnaps, eine Tafel Schokolade und ca. 100 Gramm Büchsenschweinefleisch erhalten. Das ist in unserer Lage ganz bestimmt allerhand, das sehen wir alle ein.

Ja, auch pro Mann eine Kerze haben wir bekommen, und da haben wir drei halbiert, so hatten wir sechs Baumlichter für eine von mir vor längerer Zeit „organisierte“ Kiefer, die als Weihnachtsbaum dienen sollte. Ich habe aus blankem weißem Papier einige Sternchen und Herzchen und Formen geschnitten. Die haben wir an das Bäumchen gehängt, und ich muss sagen, so ein wenig Kerzenschein hat uns wirklich in eine feierliche Weihnachtsstimmung gebracht. Wir haben es auch fertig gebracht, einige Weihnachtslieder zu singen. Danach haben wir uns gegenseitig erzählt, wie herrlich und schön die Festtage sonst zu Hause immer waren, als wir noch mit unseren Lieben zusammen feiern durften.

Ja, ja, wie herrlich, wie wunderbar war das doch immer, wenn der Vati am ersten Feiertag früh aufgestanden ist, um den Weihnachtsmann in die Stube zu lassen, und wenn er dann fort war, dann wurde mit der Trompete großes „Wecken“ geblasen. Dann seid Ihr zwei aber auch schleunigst aus dem Nestchen gekrabbelt und der große Augenblick der Bescherung war gekommen. Ja, wie strahlten da die Kinderaugen der kleinen und auch der großen „Kinder“, gelle Mutti? Ich bitte unseren lieben Herrgott täglich darum, dass er es fügen möge, dass wir wieder so glücklich sein können. Dann wollen wir gerne alles andere vergessen, wenn nur das Ende gut ausgeht und wir alle wieder zusammen leben und glücklich sein dürfen.

Nun habe ich immer nur von mir gesprochen und noch gar nicht danach gefragt, wie Ihr nun dieses Weihnachten verlebt habt. Habt Ihr denn meine vier Weihnachtspäckchen erhalten? Jetzt kann ich ja sagen, was es war. Also, erst habe ich zwei Tabletts geschickt, jedes einzeln natürlich. Dann das Skizzenbuch für Gisela und dann noch eine Holzschatulle für Mutti, und in dem letzten hatte ich noch den offiziellen Weihnachtsbrief beigefügt. Nun kann es aber sein, dass gerade dieses letztes Paket nicht zu Euch kam, aus bestimmten Gründen.

Naja, lassen wir das. Jedenfalls hoffe und wünsche ich, dass dieses Weihnachten das Schlimmste unseres bisherigen und kommenden Lebens gewesen sein möge und dass wir nun doch endlich bald wieder bessere Zeiten zu erwarten haben, vor allem, dass wir uns alle bald wieder gesund und in Frieden wiedersehen dürfen. Dass wir dann noch mehr zu leben verstehen werden, das bedarf wohl keiner Frage, gelle mein gutes, liebstes Gerle? Wir haben vorher doch nichts Böses getan, und doch haben wir soviel lernen müssen in der Zwischenzeit. Aber diese Lehre hat doch auch sein Gutes, wir werden alles Schöne viel mehr zu schätzen wissen und wohl auch vieles schön finden, dass man vorher wohl kaum beachtet hat. In ewiger Liebe und großer Sehnsucht zu Euch küsse ich Euch heiß und grüße Euch aufs Allerherzlichste mit den allerbesten Wünschen,

Euer Euch liebender Vatile

HORST SÄNGER

Mein schlimmstes Weihnachten im Jahr 1941/42

Es war bitterkalt im Dezember 1941 und wir sollten mit Lastwagen an einen Frontabschnitt verlegt werden. Früh um 6 Uhr ging es mit sechs Lastwagen los. Die grimmige Kälte wurde für uns immer schlimmer, wir lagen auf Stroh und hatten nur Decken – keine Heizung. Es fehlte auch an Wintersachen.

Nach sechsstündiger Fahrt setzte der Motor unseres Wagens aus, wir standen im Wald, mitten auf der Rollbahn. Die anderen setzten ihre Fahrt fort. Nur der Lkw-Fahrer unseres Kompanie-Chefs hielt an und fragte unseren Fahrer, was los sei. Dieser sagte, dass der Motor keinen Sprit mehr bekäme und er deswegen anhalten musste. Man untersuchte die Fehlerquelle und stellte fest, dass die Benzinrohrleitung an zwei Stellen abgerissen war. Unser Kompanie-Chef wollte uns daraufhin einen Abschleppwagen schicken. Wir müssten zurück nach Bubrisk und warten, bis das größte Fahrzeug käme und uns zurückfahre. Unser Kompanie-Chef war in Eile, er musste nun die anderen Fahrzeuge einholen. So standen wir allein auf weiter Flur, mitten im Partisanenland.

Unser Feldwebel sagte, wir sollten alle aussteigen, wenn wir nicht erfrieren wollten, und unser Fahrzeug schieben. Es vergingen zwei Tage und Nächte, ohne dass ein größeres Fahrzeug kam. Am dritten Tag hatten wir Glück, wir fanden ein Haus und es war bewohnt. Aus der Hütte stieg Rauch und wir gingen hinein. Es war ein Rollbahnposten und deshalb bewohnt. So konnten wir uns endlich erwärmen und einen Tee kochen. Wir hatten für acht Tage Verpflegung mit, so konnten wir erst einmal kräftig essen. Wir stellten Posten auf, um einen eventuellen Partisanenangriff zu verhindern. Zum Glück kam am nächsten Tag ein Panzer-Abschleppwagen und brachte uns zurück in die Werkstatt nach Bubrisk.

Die große Kälte war für uns am schlimmsten, aber keiner hatte Erfrierungen. Im Lazarett wurden wir untersucht. Wir bezogen Quartier und konnten endlich einmal wieder warmes Essen fassen.

Die Reparatur dauerte zwei Tage. So hatten wir endlich Zeit, uns zu rasieren und zu waschen, das wurde auch höchste Zeit. Am Abend gingen wir ins Fronttheater. Dort sang Maria von Schmedies, und ein Orchester begleitete sie. Wir waren alle sehr zufrieden. An unsere Kompanie dachte aber jeder. Was würden sie so erlebt haben? Die Zeit war jetzt für uns vorbei, und es ging schnellstens an die Front.

Weihnachten war vorbei, und es begann das neue Jahr 1942. Wir kamen ohne Feindberührung an. An einer Bahnlinie lag das Dorf, und wir bekamen dort unsere Weihnachtspäckchen und viele Grüße von den Eltern. In unserem Quartier wurden wir von einem neuen Oberleutnant begrüßt. Er stellte sich als unser neuer Kompaniechef vor. Er teilte uns mit, dass unsere alte Kompanie in der Weihnachtszeit ein Dorf besetzen musste. All unsere Kameraden, der ganze Kompanietrupp war gefallen! Sie waren in einen Hinterhalt geraten. Sie wussten nicht, dass die Russen sich in den Hütten versteckt hatten, da sie dieses Dorf erst abends besetzt hatten. Eine Fallschirmjägereinheit hatte vorher dieses Dorf besetzt und wurde an einen anderen Abschnitt der Front verlegt. So hatte unsere Kompanie die Hütten im Dorf nicht untersucht. Früh morgens meldeten die Wachen, dass die russischen Soldaten angreifen. Alle rannten in die Schneestellungen, um den Angriff abzuwehren. Aber dann griffen die Russen aus den Hütten mit in das Gefecht ein und unsere Kameraden und Offiziere hatten keine Chance zum Überleben. Man fand nur zwei schwerverletzte Kameraden, welche dann die Angaben über dieses Gefecht machten. So hatte über Weihnachten keiner überlebt ...

Der neue Kompaniechef sagte uns, dass die Kameraden wegen der strengen Kälte (-40 Grad) nicht begraben werden könnten und an der Bahnstation lägen. Wir sollten runtergehen und von ihnen Abschied nehmen. Unser Zug ging geschlossen zum Bahnhof, um sie nochmal zu sehen.

Es war ein furchtbarer Anblick, Oberleutnant Girsch und Leutnant Schubert und alle anderen Kameraden tiefgefroren im Schnee liegen zu sehen. Wir hatten alle Tränen in den Augen. Wir waren alle noch sehr jung, gerade erst zwanzig Jahre, und dachten, was würde die Zukunft uns noch bringen ... ❄

ALOIS HÖSS

Weihnachten im Jahre 1944

(Auch Männer können weinen)

Meine zweite Weihnacht als Soldat im Zweiten Weltkrieg erlebte ich 1944 in Allenstein/Ostpreußen – heute Olysztyn in Polen. Das russische Militär hatte damals schon Gebiete von Ostpreußen erobert und besetzt.

Am Heiligen Abend war es ruhig an der Front. Es war von den russischen Truppen keine Bewegung zu sehen und zu hören. Unser Spieß (Hauptfeldwebel) meinte, nach seinen Informationen vom Divisionskommandeur könnte es über Weihnachten an der Front ruhig bleiben, so dass wir innerhalb unseres Funkzuges, rund zwanzig Soldaten, am Abend des 24. Dezember gemeinsam Weihnachten feiern könnten.

Ein Soldat musste aus dem naheliegenden Wald einen Weihnachtsbaum besorgen. Unsere Unterkunft war auf einem großen landwirtschaftlichen Betrieb, vielleicht ein Rittergut. Bei unserer Ankunft waren die Besitzer schon evakuiert und das Vieh weggetrieben.

Im Wohnhaus gab es eine geräumige Wohnstube mit großem Tisch, Stühlen und einer langen Sitzbank entlang den Außenseiten des Zimmers. Der Gefreite der Schreibstube musste auf dem Tisch den Christbaum aufrichten. Kerzen, Lametta und Christbaumkugeln waren nicht vorhanden. Als Ersatz sind in die Zweige und Astgabeln Hindenburglichter (Teelichter) gestellt worden.

In größeren Abständen erhielten wir an der Front als Verpflegungszulage pro Mann ein Marketenderpäckchen mit Gebäck, Schokolade und Zigaretten, so auch zu Weihnachten. Dies hat der Spieß auf den Tisch unter dem bescheidenen Christbaum auslegen lassen, dazu auch die Briefe und

Päckchen, die kurz vor Weihnachten aus der Heimat für die Frontsoldaten gekommen waren. Diese wurden zurückbehalten und erst am Heiligen Abend auf den Gabentisch gelegt, damit an diesem Abend Freude und gute Stimmung aufkommen sollte.

Holz und ein schöner Kachelofen waren vorhanden, so dass das Zimmer gemütlich warm beheizt werden konnte. Draußen war es eisig kalt. Es war schon früh finster geworden und zwei Kameraden mussten bei dieser Kälte Wachtposten stehen.

Gegen 16 Uhr am Spätnachmittag hatten wir uns in der heimeligen Stube versammelt. Die Fensterläden mussten dicht geschlossen werden, damit kein Licht nach draußen kam, es hätte vom Feind beobachtet werden können.

Der Zugführer, ein Feldwebel, zündete die Lichter am Christbaum an. Es war still, man hätte Mäuse laufen hören können. Nach einer kurzen Pause sprach dann der Spieß zu uns besinnliche, sehr religiös fundierte Worte. Mir war nicht bekannt, welcher Konfession die einzelnen Kameraden angehörten. Von seinen Worten waren aber alle sehr berührt und betroffen. Nach seinem kurzen Vortrag stimmte er das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ an. Alle Mitfeiernden stimmten kräftig mit ein. Jedoch Mitte der ersten Strophe des Liedes wurde es ruhiger und leiser, einige Stimmen verstummten. Von der zweiten Strophe erklang nur noch „Stille Nacht, heilige Nacht“ und dann war der Gesang plötzlich zu Ende. Dies jedoch nicht, weil die Kameraden den Text des Liedes nicht kannten, sondern weil zwei Soldaten laut zu weinen angefangen hatten. Bei allen hörte man nur noch ein tiefes Atmen oder leises Schluchzen. Aus den Tränen in den Augen sah man schimmernd die Lichter des Weihnachtsbaumes.

Auch ich als junger Soldat konnte das Weinen nicht verbergen. Die Tränen liefen über meine Wangen. Damals war ich neunzehn Jahre als. Das Alter in unserer Kameradschaft lag zwischen achtzehn und etwa vierzig Jahren. Drei waren verheiratet, hatten Frau und Kinder zu Hause. Man spürte,

dass in dieser Stunde alle vom Heimweh geplagt, mit den Gedanken bei den Familien daheim, bei Frau und Kindern, bei den Eltern, Geschwistern und Freunden und Freundinnen waren. Auch meine Gedanken weilten in die Heimat. Wie wohl meine Eltern, Großmutter, der ältere Bruder, die drei jüngeren Geschwister zusammen mit den Dienstboten den Heiligen Abend feierten? Ferner dachte ich an den Bruder, der als Gebirgsjäger in Jugoslawien im Kriegseinsatz diente und ganz besonders an den Bruder, der im März 1944 in der Ukraine in russische Kriegsgefangenschaft gekommen und von dem ungewiss war, ob er überhaupt noch lebte.

Nach dieser kleinen Andacht entwickelten sich einige Minuten der Besonnenheit und Stille zur Heiligen Nacht. Anschließend verteilte der Spieß die auf dem Gabentisch liegenden Briefe und Päckchen. Den Inhalt der aus der Heimat angekommenen Päckchen, überwiegend Weihnachtsplätzchen, verteilten die einzelnen Empfänger unter allen Kameraden. Zum Trinken gab es Tee, der mit etwas Alkohol angereichert war. Der weitere Verlauf dieses Abends ließ dann doch noch ein wenig Stimmung und Freude aufkommen.

Dieser Weihnachtsabend hat sich außergewöhnlich in meinen Gedanken und im Herzen eingeprägt, so dass er mir jedes Jahr zur Weihnachtszeit in Erinnerung kommt. ❄

KAPITEL II

Kriegsgefangenenweihnacht im Westen

Alle Jahre wieder

Alle Jahre wieder,
kommt das Christuskind
auf die Erde nieder,
wo wir Menschen sind.

(2) Kehrt mit seinem Segen
ein in jedes Haus.
geht auf allen Wegen
mit uns ein und aus.

(3) Ist auch mir zur Seite
still und unerkannt,
dass es treu mich leite
an der lieben Hand.

Wilhelm Hey (1789-1854); Weise: Friedrich Silcher (1789-1860)

Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen

Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen,
Wie glänzt er festlich, lieb und mild,
Als spräch' er: „Wollt in mir erkennen
Getreuer Hoffnung stilles Bild."

(2) Die Kinder stehen mit hellen Blicken,
Das Auge lacht, es lacht das Herz,
O fröhlich, seliges Entzücken,
Die Alten schauen himmelwärts.

(3) Zwei Engel sind hereingetreten,
Kein Auge hat sie kommen sehn,
Sie gehn zum Weihnachtsbaum und beten
Und wenden wieder sich und gehn.

(4) „Gesegnet seid ihr alten Leute,
Gesegnet sei du kleine Schar!
Wir bringen Gottes Segen heute
Dem braunen wie dem weißen Haar!"

(5) „Zu guten Menschen, die sich lieben,
Schickt uns der Herr als Boten aus,
Und seid ihr treu und fromm geblieben,
Wir treten wieder in dies Haus !"

(6) Kein Ohr hat ihren Spruch vernommen
Unsichtbar jedes Menschen Blick
Sind sie gegangen wie gekommen,
Doch Gottes Segen bleibt zurück.

T: Hermann Kletke 1841

ALFONS BERG

Weihnachten 1945

Ich war 18 Jahre alt und Kriegsgefangener in englischer Kriegsgefangenschaft. Wir waren als Kriegsgefangene im Mannschaftsgrad verpflichtet, in dem jeweiligen Gewahrsamsland zu arbeiten. So gab es viele Arbeitskommandos zum Beispiel bei einem Farmer in der Landwirtschaft oder als Straßenarbeiter und anderes. Mein Arbeitskommando war auf einer großen Baustelle eingesetzt. Auf dieser Baustelle mussten Fundamente für eine ganze Reihe von Fertighäusern erstellt werden. Es wurden Straßen gebaut und die Kanalisation musste gelegt werden. Dazu wurden Gullis in die Erde versenkt und als Abschluss dann kleine Ziegelsteinmauern über die Gullis gebaut.

Diese Arbeit machte ein englischer Bauarbeiter. Der Mann, der mir in meinen Augen schon ziemlich alt erschien, in seinem alten langen

Mantel und großem Hut, lief nun jeden Tag die Baustelle ab und machte diese Arbeit.

Diesem Mann wurde ich als Hilfsarbeiter zugeteilt. Und so ging ich dann jeden Tag mit einer langen Wasserwaage über der Schulter, an der ein Eimer hing, in dem sich eine Kette und ein Hammer befanden, langsamen Schrittes hinter meinem Vorarbeiter her. Dieser sprach sehr wenig und mit mir schon gar nicht. Er schien ein Einzelgänger zu sein, denn ich sah ihn nie mit jemandem sprechen. Wenn ich Wasser holen sollte oder etwas Zement, machte er dies mit Zeichen klar. Die Ziegelsteine waren schon an den jeweiligen Stellen abgeladen worden. Mittags ging dann eine kleine Sirene, und es war Mittagspause. Alles ging dann schnellen Schrittes zu der Baracke, um das Brot, das wir morgens als Verpflegung mitbekommen hatten, zu verspeisen. Ich nahm mir Zeit und warf zuerst einen Blick auf meinen Vorarbeiter, denn es kam vor, dass er mir mit der Hand bedeutete, dass ich warten sollte. Dann holte er aus einer großen Manteltasche ein kleines Päckchen hervor und zeigte mir an, dass ich den Inhalt schnell essen sollte. Es war meistens eine kleine Pastete mit Fisch oder Wurst. Es war nicht so, dass wir hungerten, aber als 18-jähriger konnte man vielleicht etwas mehr vertragen als uns zugeteilt wurde, zumal nach Kriegsende die Portionen für die Kriegsgefangenen gekürzt worden waren.

Nun war Heiligabend. Wir mussten vormittags arbeiten und hatten dann ab Mittag frei. An dem Morgen ging ich wie gewohnt hinter meinem Vorarbeiter her. Als es Mittag geworden war, wollte ich zur Baracke gehen, um meinen Brotbeutel zu holen. Noch ein kurzer Blick auf meinen Vorarbeiter, der etwas abseits stand: Er bedeutete mir, zu warten. Als meine Kameraden schon fast alle verschwunden waren, winkte er mir zu. Dann griff er in seine Manteltasche und holte ein kleines Päckchen hervor, blickte verstohlen in die Runde, gab mir das Päckchen, drückte mir die Hand und wünschte mir frohe Weihnachten – auch von seiner Frau. Dann drehte er sich schnell weg und ging.

Man muss dazu sagen, dass es der englischen Bevölkerung in den ersten Jahren untersagt war, mit uns zu sprechen, außer Anweisungen zu geben

bei den jeweiligen Arbeiten, die wir zu verrichten hatten. In dem Päckchen waren zwei Packungen Zigaretten. Das war ein kleines Vermögen und man konnte viel damit anfangen. Er hatte doch zu Hause von dem jungen POW gesprochen, der ihm bei der Arbeit helfen musste, und ich konnte mir jetzt auch erklären, woher die kleinen Päckchen mit den Pasteten gekommen waren.

Ich war noch eine lange Zeit auf der Baustelle, bis die Spezialautos kamen, die bereits vorgefertigte Hauselemente auf die Fundamente setzten. Diesen Mann habe ich nie vergessen. ❄

HERMANN KUHLMANN

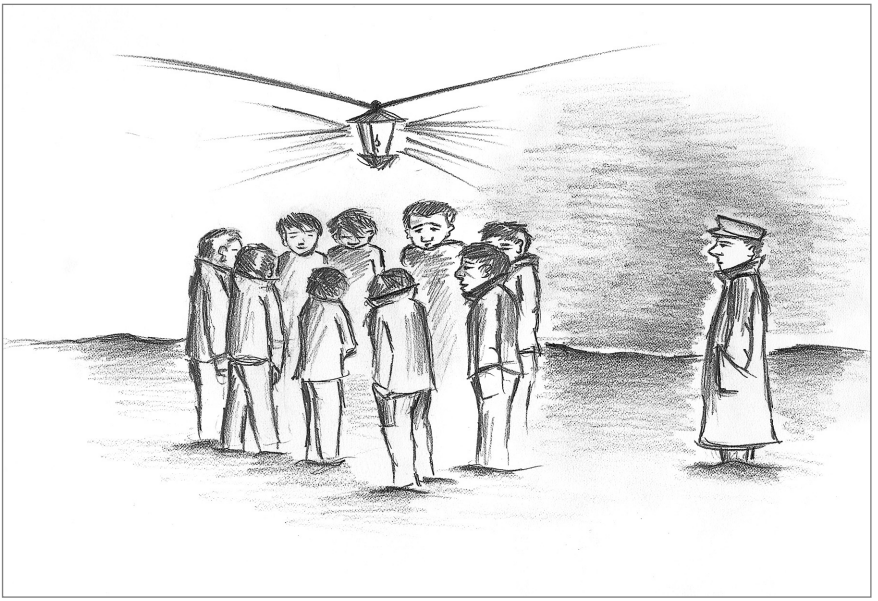
„Once more“ oder: Weihnachten in der Gefangenschaft

Im letzten Krieg kam ich als junger Soldat in Frankreich in die Gefangenschaft. Wir lebten in einem großen Zeltlager, das schwer bewacht wurde. Um das Lager herum war hoher Stacheldraht gezogen. Die Wachposten liefen ständig auf und ab und passten auf, dass niemand flüchtete. Hatten wir außerhalb des Lagers zu arbeiten, wurden wir ebenfalls von Soldaten streng bewacht.

Unter den Wachposten war einer, der uns ständig antrieb, anschrie und uns das Leben noch schwerer machte, als es ohnehin schon war.

Eines Tages – es war kurz vor Weihnachten – warteten wir auf den Lastwagen, der uns wieder in das Lager zurückbringen sollte. Wir waren müde, hatten Hunger und wurden ungeduldig, als der Lastwagen sich verspätete. Ein leises Murren machte sich breit. Weihnachten stand vor der Tür, und die meisten waren mit den Gedanken sicher bei ihren Lieben daheim. In dieser Stimmung fing einer von uns leise an zu singen – ein Weihnachtslied. Nach ein paar Takten sangen gleich einige mit. Auf einmal war noch eine zweite Stimme und gleich darauf auch noch eine dritte Stimme zu hören. Als dann nach kurzer Zeit alle mitsangen, schwoll der Gesang an wie eine Kirchenorgel. Es klang sehr feierlich und ging uns unter die Haut. Vergessen waren Hunger und Müdigkeit.

Weit klang das Lied durch die stille Nacht, als sollte es bis in die Heimat fortgetragen werden. Wir standen in einem offenen Kreis um eine kleine Laterne herum und sangen, als ob alles aus uns heraus wollte: unser Heimweh, unser Verlangen nach Freiheit und unsere Sehnsucht nach Hause.



Für einen Augenblick vergaßen wir unsere Lage und den bösen Wachposten. Die Gedanken hatten sich gewendet. Doch auch bei dem Wachposten wendete sich etwas. Er war mucksmäuschenstill und hörte uns mit großer Andacht zu. Als das Lied zu Ende war, klatschte er Beifall und sagte: „Once more“ (noch einmal). Wir sangen noch einmal, und wieder sagte er: „Once more“. Dann sangen wir ein anderes Weihnachtslied, wobei der Posten sogar mitbrummte. Seine Wangen röteten sich. Jedesmal, sobald ein Lied zu Ende war, klatschte er Beifall. Und immer kam danach: „Once more“.

Endlich kam der Lastwagen. Der Fahrer hatte es wegen der Verspätung eilig. Doch der Wachposten überredete ihn dazu, sich wenigstens ein Weihnachtslied anzuhören. Nach einigem Zögern willigte der Fahrer ein – aber nur für ein Lied! Doch als das Lied verklungen war, sagte auch der Fahrer: „Once more“. Diese Aufforderung war noch oft zu hören. Zum Schluß sangen wir den Choral „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“.

Wollen diese Worte ausdrücken, dass wir unsere Herzen öffnen sollen, so müssen sie wohl bei dem Wachposten in diesem Sinne etwas bewirkt

haben. Nach diesem Abend war er nämlich wie ausgewechselt. Er trieb uns nicht mehr an, und kein grobes Wort kam mehr über seine Lippen. Fortan war er der freundlichste unter allen Wachposten.

Am Heiligabend – zwei Tage nach unserem nächtlichen Konzert – gab mir der Wachposten sogar eine Zigarette. Was eine Zigarette für einen Raucher in der damaligen Situation bedeutete, kann sich jeder leicht vorstellen.

Noch mehr bedeutete mir aber die Tatsache, dass der einst so böse Wachposten durch unser Singen von Weihnachtsliedern sein Vorurteil gegenüber den Gefangenen so plötzlich aufgab, ja, dass sogar ein herzliches Verhältnis entstand. ❄

JOSEF KAGERER

Zwei wahre Weihnachtsgeschichten in französischer Kriegsgefangenschaft

Das schönste Weihnachten in der Gefangenschaft war 1947. Die Vorbereitung war schon schön. Die Bevölkerung war sehr freundlich. Es waren ungefähr sieben bis neun Gefangene auf die französischen Bauernhöfe verteilt. Vor Weihnachten wurde gebastelt, Äpfel, Sterne usw. ausgeschnitten, mit Silberpapier überzogen und mit Farbe bestrichen. Da wir nachts nicht in das Lager mussten, verdunkelten wir den Schuppen und brannten Schnaps. Von französischen Familien, wo Gefangene arbeiteten, bekamen wir auch Kuchen. Es gab Hasenbraten, auch ein falscher war dabei. Der Baum wurde geschmückt. Etliche kamen und bewunderten den Weihnachtsbaum. Es wurden Weihnachtslieder gesungen. Jeder hing dann seinen Gedanken nach, an zu Hause und die Kameraden, das, was hinter uns lag. Aber dann wurde vieles mit Alkohol runtergeschwemmt. Es wurde bis früh gefeiert. Ein Gefangener musste jeden Tag die Milch bei den Bauern abholen. Der Bauer sagte: „Heute kannst du nicht mehr fahren." „Oh doch, aufladen kann ich, und der Gaul findet den Weg alleine", war die Antwort. Ja es war wirklich das schönste Weihnachtsfest in der Gefangenschaft.

Mein schlimmstes Weihnachten war 1944. Ich war noch nicht ganz 19 Jahre alt; wir waren verdreckt (es gab noch keine Waschanlage) und verlaust. Der ganze Körper sah danach aus. Wir lagen auf dem Betonboden, Stroh konnte man es nicht mehr nennen. Am heiligen Abend! Wir hatten ein kleines Feuerchen gemacht. Es glimmte nur. Zwei Ziegelsteine, ein Blech darüber, das war der Ofen. Kein Kamin. Licht gab es nicht. Im Raum waren ungefähr zwanzig bis dreißig Gefangene. Als es dunkel wurde, dachte man an das Erlebte. Es war alles noch so frisch. Die gefallenen Kameraden. Es war erst fünf Wochen her. Man dachte

an die Angehörigen, man hatte schon seit Monaten keine Post. Da stimmte einer „Stille Nacht, heilige Nacht“ an. Es war mehr ein Würgen. Es steckte ein Klotz im Hals. Fast alle stimmten mit ein. Weinend, schluchzend, summend. Da flog die Tür auf. Es kamen drei bis vier französische Soldaten schreiend herein. Wir verstanden kein Wort. Keiner konnte Französisch. Das Feuer wurde ausgetreten. Und was man Essen nannte, wurde gestrichen. Tagesration: früh ein Becher braune Kaffeebrühe, mittags nichts, abends ein Schöpfer Rübensuppe. Hatte einer ein paar Würfel in der Suppe, schon hieß es „Sondermeldung“. Dann gabs noch ungefähr zwei Scheiben Brot, acht Gramm Käse oder sechs Gramm Butter. Welche Weihnachtsstimmung! Es war schlimm. Jedes Jahr muss ich am heiligen Abend daran denken. Da kommt es schon vor, dass es im Hals würgt oder die Augen feucht werden. Eines ist auch klar. Würde bestimmt nicht mehr über dieses Weihnachten schreiben. Auf die alten Tage frage ich mich, war es wegen dem Feuerchen? War ja noch Krieg, Verdunklungsgefahr. Aber wir und andere machten es ja nicht das erste Mal. Ich komme immer wieder auf das Singen zurück.

Vielen, vielen Dank für die sehr gute Pflege des Soldatenfriedhofs Andilly. Hab dieses Jahr wieder meine Kameraden besucht. Auch dort sind zu Weihnachten meine Gedanken. Schade, dass es auf der anderen Seite der Straße keinen Park gibt.

Wenn die Menschen aus der Vergangenheit lernen würden! ❄

M. SCHEIBENZUBER

Weihnachten 1945

Da saßen wir in den langen Zeltreihen des Lagers 214 in Grottagglie bei Tarent im Süden Italiens. Ein unbarmherziger Sommer mit großer Hitze und gefürchtetem Sandsturm war vorbei. Kein Brief war zu lesen, auch keiner zu schreiben. Nur die letzten aus den Kriegstagen hatte ich in weiser Voraussicht aufbewahrt und konnte sie schon auswendig. Hunger, Heimweh und Stacheldraht, erdrückende Tage und unendlich sich hinziehende Nächte ohne Schlaf, das war das Los der 50 000. Dem Kalender nach musste der Winter kommen. Wie mochte der wohl aussehen? Regen, nichts als Regen auf die Zweimannzelte, die so niedrig waren, dass man nur kriechen konnte. Beim Sitzen störten die Beine den Nachbarn, kam man mit dem Kopf an die Wand, rann das Wasser unentwegt darnieder. Die Heringe, so nannte man die kleinen Pflöcke, die die Zeltschnüre halten sollten, gaben nach, die Zelte bekamen Schlagseite und fielen um. Das Nachbarlager war mit großen Zelten ausgestattet, die Kameraden sollten es besser haben.

Kameraden – das war fast vergessen, ein harter Kampf um das bisschen Leben hatte längst Bindungen weggefegt.

Mit meinem Kumpan, Sepp mit Namen, vertrug ich mich recht gut. Wir waren auch im Krieg zusammen gewesen, und doch nicht ganz gleich. Während ich die meiste Zeit mit Lernen beschäftigt war, ließ sich der Sepp so weit nicht her. Er war Realist, besorgte Öl bei Nacht, dass unser Heim ein wenig beleuchtet und erwärmt werden konnte. Ich wollte die Gefangenschaft mit Geist ausfüllen, nahm an Dichterlesungen teil, die ein Lichtblick waren für ein gequältes Herz.

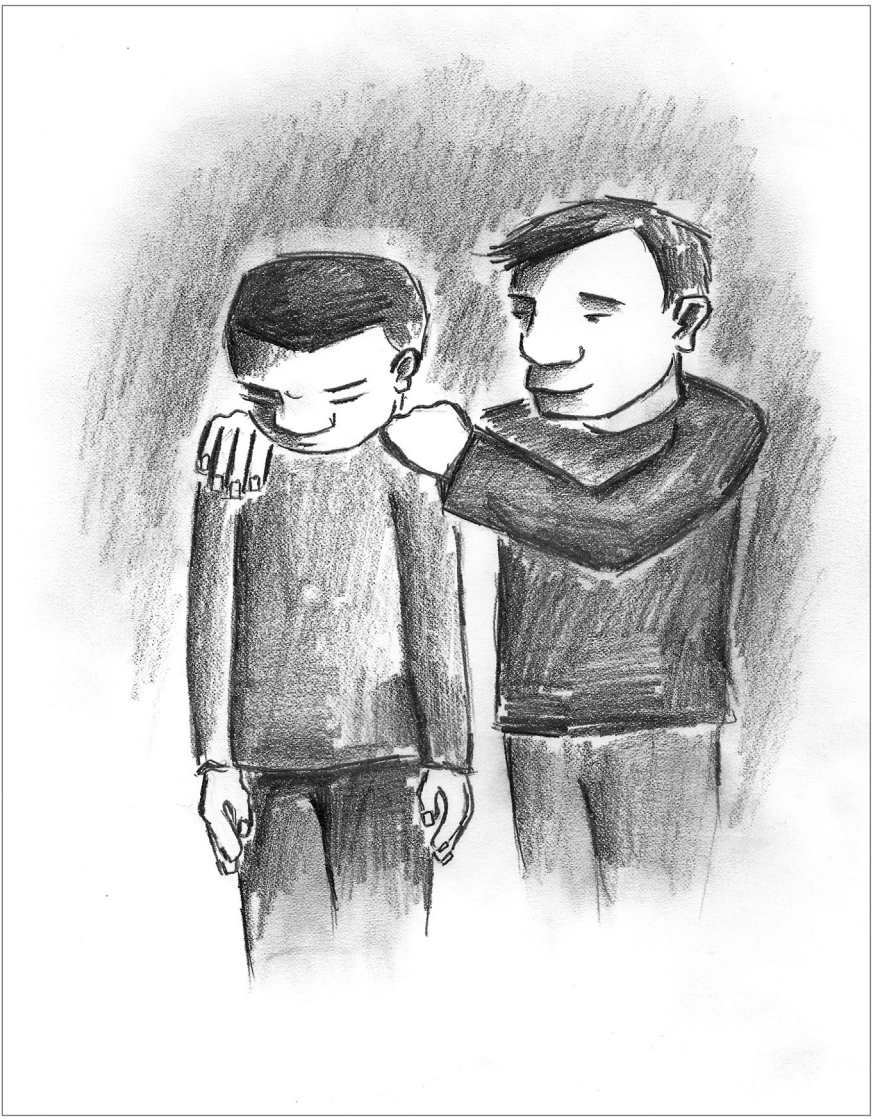
Ein großes Zelt stand zur Verfügung, ein Tisch, vielleicht ein Hindenburglichtel, einer las. Ein Häuferl Soldaten saß am Boden und sie hörten hin,

um ein wenig zu fliehen, auszureißen von der Masse Mensch, Peter Rosegger oder Marc Twain nahe zu sein. Das Zuhören strengte an, die Lesung dauerte nur ein Stündchen, verlief ohne zusätzliche Worte. Hans Genähr, der Poet des Lagers, löschte, das Licht. Stumm ging jeder seinem Zelt zu und hatte ein wenig Nahrung mit, Nahrung für Herz und Sinn. Ein Ausflug in eine Welt, die nicht Kalorien hieß und Parolen. Kalorien, die wir nur berechneten und nicht bekamen, und Parolen, die irgendwo herkamen und im Nichts verschwanden, um neuen Raum zu geben. Ich hatte Verständnis dafür, dass nicht viele diese Form des Auftankens wählen wollten oder konnten. Es gab genug, die den ganzen Tag am Stacheldraht saßen und Zacken zählten, nie damit fertig wurden. Koller war das, Stacheldrahtkoller, so weit wollte ich nicht kommen.

Und dennoch, auch ich hatte zu tun, der Tücke des Lagers zu begegnen. Zu lang waren die Nächte. Sie bestand aus der Unmöglichkeit, sie mit Schlaf auszufüllen, so blieb es immer nur der Versuch.

Träume um alles, was so weit weg war, schlichen in das Herz, und immer wieder das gleiche, fast utopische Bild der Heimkehr, der heimatlichen Fluren, der Familie, der Freiheit. Diese und ähnliche Gedanken häuften sich natürlich, da Weihnachten vor der Tür stand. Wie würde das werden? Kein verschneites Dorf, kein Hundegebell in der heiligen Nacht von einem einschichtigen Bauernhof. Kein Gang zur Mette. Kein Christbaum. Kein Weihnachtsgebäck. Keine warme Bauernstube. Überall Fehlanzeige. Nur Stacheldraht, Nässe um und um, aufgebrachte Stimmung bei vielen, die Weihnachten am liebsten verwünscht hätten. Hoffnungs- und Trostlosigkeit.

Dann war der Tag da, unterschied sich nur dadurch, dass in der Baracke eine kleine Feier gestaltet wurde, die Weihnachten andeuten sollte. Ein krummer Baum, es mag eine Föhre gewesen sein, ein paar Lichterl waren die ganze Zier, und der Lagerchor brachte einige Weisen. Ein Gedicht von Hans Genähr und die Ansprache des Lagerführers, des deutschen in diesem Falle, waren notwendig. Die Ansprache war für den sonst sicher auftretenden Mann mindestens so anstrengend wie ein gewagtes Frontunter-



nehmen, denn zu gespannt war die Atmosphäre, zu gefährlich jedes Wort im Überschwang. Doch beim anschließenden „Stille Nacht“ verließ auch mich die Kraft, Widerstand zu leisten: Ehe ich mich verlor im Singen der zweiten Strophe, hatten sich meine Tränen freien Lauf gemacht, und dabei war ich schon im Verzug. Denn ein Schluchzen ging durch die Reihen, keiner schämte sich vor dem Nachbarn.

Was half da das Eiserne Kreuz, das Verwundetenabzeichen, der Unteroffizier? Es war einfach zu viel, was da einem jungen Bauernbuben zugemutet wurde, ich weinte! Plötzlich hielt mich jemand an der Hand, schlang seinen Arm um meinen Hals und gab mir Kraft, durchzuhalten, bis auch die letzte Strophe zu Ende war. Ein Singen war solches nicht mehr. Ein paar ganz Stabile taten es für all jene, die nicht mehr konnten, weil sie anderes tun mussten.

Weihnachten zu erleben, wohl mit einer großer Zahl gleicher, doch im letzten jeder für sich allein.

Als die Feier so endete, wie sie enden musste, blickte ich mich nach der Seite um, von der ich Hilfe erfahren hatte, und ich sah in ein paar Brillengläser, die im fahlen Licht etwas glänzten. Sie gehörten einem Mann, den ich schon lange kannte. Groß und stattlich auch als Gefangener, fast dreimal so alt wie ich, vornehm und sicher im Auftreten, so kannte ich den Herrn, ich nenne ihn so, nur hatte ich noch nie mit ihm gesprochen, weil es sich halt nicht ergab. Unter den 1 000 Leuten im Einzellager waren viele Gesichter bekannt, nur die Namen nicht. Der Zählappell war die Gelegenheit, alle, fast alle zu Gesicht zu bekommen. Zu einem Gespräch reichte es nicht immer.

Diese Geste am Heiligen Abend verlief ohne Worte. Wir reichten einander die Hand. Ich verneigte mich höflich, um meinen Dank auszudrücken, wir sahen uns an und gingen den Zelten zu. Ich traf den Mann noch oft im Lager, grüßte ihn immer höflich. Und es blieb bei dieser Gepflogenheit, die uns verband. Jedes Wort wäre unnütz gewesen. Dennoch war dieses Erleben eines so einfachen Ereignisses ein eindrucksvolles, das ich nie vergessen werde, das mich alljährlich an einen vornehmen Mann erinnert, der mir in einer entscheidenden Stunde treu zur Seite stand.

Einer aus 50 000 bekundete mir, dass Höhen und Tiefen im menschlichen Leben zu meistern sind, wenn man nicht ganz allein ist. Dafür heute wie damals: Hab Dank, du unbekannter älterer Mann! ❄

KURT W. SCHORNSHEIM

Weihnachten hinter US-Stacheldraht

Ich war „PW“ (Prisoner of War, Kriegsgefangener – oder wie es bei uns sarkastisch hieß, „Pensionierte Wehrmacht“) – der US-Armee und hatte katastrophale Monate in Schreckenslagern (u.a. „Rheinwiesen“ Remagen-Sinzig) hinter mir, mit Dahinvegetieren auf blanker Erde ohne irgendwelches Dach über dem Kopf, kalten Regengüssen und der gnadenlos sengenden Sonne ausgesetzt, unter nie gestilltem Hunger und Durst den Qualen der Ruhr und mancherlei Schikanen der Bewacher unterworfen.

Schließlich hatte ich mich freiwillig für eine Arbeitskompanie gemeldet und damit ein besseres Leben eingetauscht. Erstmals konnte ich in einem Zelt schlafen und einigermaßen zureichende Verpflegung zu mir nehmen. Glücklicherweise war der Lagerkommandeur, Captain

Martin S. Nadler, ein uns Deutschen wohlgesinnter Offizier, dessen jüdische Eltern aus Nürnberg stammten. Unser Lager befand sich zu Weihnachten 1945 bei Maubeuge an der französisch-belgischen Grenze. Schwere Arbeit war zu leisten bei der Entsorgung von liegengebliebenem Kriegsmaterial, insbesondere Munition. Jeden Morgen zog fast die gesamte Belegschaft in Bataillons-Stärke aus zum Dienst und kehrte abends unter umständlichem Zählen wieder „heim" hinter den Stacheldraht.

So rückte die Weihnachtszeit heran. Von der YMCA, dem Christlichen Verband Junger Männer, erhielten wir Musikinstrumente – ich selbst ein Akkordeon. Spontan fanden sich einige Bereitwillige zusammen, um in der Freizeit ein Weihnachtsprogramm für ihre Kameraden vorzubereiten. Mit einigen Sangesfreudigen bildete ich einen Gefangenenchor und studierte Weihnachtslieder ein. Andere bastelten aus einfachsten Mitteln Christbaumschmuck – zum Beispiel schnitten sie aus Kondensator-Folie Lametta oder aus Konservenblech Sterne. Auch die Küche war bereit, mit einigen Überraschungen dabei zu sein. Alles geschah aber unter gewisser Geheimhaltung, denn man wusste nicht, ob es der Lagerleitung genehm war. Es hatte ärgerliche Vorkommnisse in letzter Zeit gegeben: Das Sprengkommando hatte die vorgeschriebene Ladung verdreifacht und Hausschäden im Nachbardorf verursacht; auf unserem Verladebahnhof hatten wir einen Tankwaggon mit Rotwein sehr stark angezapft und anderes mehr. Gleichwohl ließ es sich nicht vermeiden, dass sich unsere Festvorbereitungen doch herumsprachen.

Nun war er heran, der 24. Dezember 1945, der erste mit einigem Bangen herbeigefürchtete Heiligabend in Gefangenschaft. In unserem großen Gemeinschaftszelt stand ein Tannenbaum, herrlich geschmückt mit unseren Basteleien. Sogar Kerzen konnten irgendwie organisiert werden. Und siehe da, unser amerikanischer Kommandeur ließ es sich nicht nehmen, bei uns als – gern gesehener – Gast zu erscheinen und eine kurze Festrede zu halten. Ihn mochten wohl Erinnerungen an seine Nürnberger Eltern bewogen haben. Dann

sprachen unsere deutschen Kompanieführer Glück- und sehnsüchtige Hoffnungswünsche aus, auf eine baldige Heimkehr in Frieden. Alsdann lauschten alle unserem musikalischen Weihnachtsprogramm.

Aus vieler Kameraden Augen stahlen sich Tränen, deren wir uns nicht zu schämen brauchten. Als Überleitung zum gemütlichen Teil spielte ich „Volksliedchen und Märchen“ von K. Komzak. Den Kameraden wurde der von der Küche selbst gebackene Pfefferkuchen serviert sowie auch ein zurückbehaltener Rest des besagten Rotweins. So mancher fand nun seinen Trost im Becher. Spät noch ging ich hinaus in die Christnacht und schaute auf den sternübersäten Himmel. Den mir so vertrauten Orion mit dem Sirius – dachte ich in voller Sehnsucht – werden vielleicht jetzt auch meine Lieben zu Hause sehen. Von ihrem Schicksal wusste ich nichts – und auch sie nichts von meinem.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag erlebten wir in dem großen Zelt den ersten evangelischen Gottesdienst mit einem französischen Pfarrer, der uns Geschenke seiner uns benachbarten Gemeinde überreichte. Das bewegte unsere Herzen. Ich selbst fungierte als „Organist“ mit meinem Akkordeon und als Dolmetscher – von der Schule her konnte ich recht gut Französisch sprechen und hatte schon einige Male zwischen Amerikanern und Franzosen gedolmetscht. Der Pfarrer hatte zuvor mit mir den wesentlichen Inhalt seiner Predigt durchgesprochen. So kamen wir auch in einen engen persönlichen Kontakt und erzählten uns unsere Lebensgeschichten. Ich zeigte ihm Zeilen, die ich in sehnsüchtigen Stunden und vager Hoffnung – als „frommen Wunsch“ – einmal an meine Angehörigen niedergeschrieben hatte. Er bat mich, sie zu Hause in Ruhe lesen zu dürfen.

Des Kommandeurs Beschreibung unserer deutschen Weihnachtsfeier musste wohl seine Lagersoldaten beeindruckt haben, denn bei unserer Silvesterfeier, die ebenfalls gründlich vorbereitet wurde, erschienen gleich mehrere amerikanische Gäste. Mit einem bunten Programm suchten wir die wehmütigen Gefühle unserer Kameraden abzulenken.

Mir selbst brachte es Mitte Februar 1946 einen bewegenden Besuch des Pfarrers aus Maubeuge. Er sprach über meine niedergeschriebenen Gedanken und tröstete mich. Und ich empfing nicht nur seinen Besuch, sondern konnte ebenfalls – die erste Antwort meiner Mutter in Händen halten! Der gute Mann hatte heimlich die Adresse meiner Eltern in Erfahrung gebracht und meinen Brief über seinen Amtskollegen W. Lorenz (Dietz/Lahn) weitergeleitet. ❄

HELMUT VOGEL

„Anti"-Weihnacht 1945 in französischer Kriegsgefangenschaft

Der Ort des Geschehens ist le Grau du Roi etwa 50 Kilometer südlich Nîmes an der französischen Mittelmeerküste. Heute ist es eine bevorzugte Ferienregion am Rande der Camargue, damals war es ein Fischerdorf mit Ausflugs- und Feriengästen, von denen aber 1945 kaum etwas zu bemerken war. Der Grund war vor allem die noch existierenden Verteidigungsanlagen der Deutschen. Deshalb kam ich am Himmelfahrtstag 1945 (10. Mai) mit zwanzig weiteren Mitgefangenen dorthin zum Minensuchen und -räumen. Für achtzehn Monate meiner dreijährigen Gefangenschaft war es ein außergewöhnlicher Lebensabschnitt. Wäre es nicht oft bitterer Ernst gewesen, hätte es für mich 17/18-jährigen ein Extremabenteuer sein können. Alleine die Natur war schon ein riesiges Erlebnis, mit all den Düften und Blüten der südlichen Vegetation, den Stieren und Flamingos der Camargue, dem Thunfischfang, den Dünen, den Pinien, dem azurfarbenen Meer ... alles hat mich damals tief beeindruckt.

Wir hatten zunächst 1945 sehr schlechte Zeiten in jeglicher Hinsicht. Unzureichende Ernährung, kaum Hygiene, keine Post, kein Bekleidungsersatz, primitive Unterkünfte, es war ein Kampf ums Dasein. Allerdings gab es für mich von August bis November 1945 eine Zwischenperiode, in der unser Zigeunerleben etwas freier wurde. Die Minen waren weitgehend geräumt und es blieben von vierzig Mann nur noch acht am Ort. Wir hatten zwei einfache Räume in einem ehemaligen Kloster, ohne Bewachung konnten wir uns fast frei bewegen. Wir erhielten als Zusatzverpflegung Fisch und auch Wein vom Unternehmer, bei dem wir Befestigungen beseitigten.

Das änderte sich schlagartig, als wir am 22. Dezember 1945 in das vorbereitete Barackenlager zu rund 50 Mann umziehen mussten. Lager hieß Stacheldraht, Wachturm, vierzig Mann in einem Barackenraum mit dreistöckigen Pritschen, Läuse, Wanzen, Latrine, keine Kontakte zur Bevölkerung, Schikane auch seitens der deutschen Lagerführung, Hunger usw.

Dann kam der Heilige Abend. Es gab keinerlei Aktionen, weder der deutschen Lagerführung noch der Franzosen. Ein Tag wie jeder andere mit Wassereintopf, die Gefangenen, stumm und resigniert, lagen auf ihren Pritschen. Keiner konnte sich aufraffen und ein Weihnachtslied anstimmen. Es war, wie ich es damals notierte, eine „Anti"-Weihnacht, keine Glocken, ein völlig ungewohntes Klima, nicht die geringsten Anzeichen, keine Kerzen oder Tannenzweige. Nichts, gar nichts! Absolute Stille!

Dass ich mir eine kleine Pinie besorgen und mit Staniolsternen schmücken konnte, verdankte ich meinem Dienst in der Lagerküche. Es war eine Reminiszenz an Kindheitstage, denen ich ja noch nicht allzu lange entwachsen war!

Trotz der trostlosen Stimmung musste das Leben weitergehen. Langsam, sehr langsam, ging es aufwärts und Weihnachten 1946 war schon um vieles besser! ❄

KLAUS WEINGART

Das Weihnachtsessen

Weihnachten 1946 war für viele Kriegsgefangene in Frankreich ein besonderes Fest. Der Krieg war zu Ende, und wir konnten zum ersten Mal außerhalb des Stacheldrahtes Weihnachten feiern.

Mein „Patron“, bei dem ich seit März 1946 in der Landwirtschaft arbeitete, hatte mir am Heiligabend drei Flaschen Rotwein und einen Kuchen geschenkt, damit ich mit meinen Kameraden aus der Nachbarschaft Weihnachten feiern konnte.

Als Weihnachtsbaum hatte ich in meiner „sturmfreien Bude“ – es war eine Wohnküche mit Kamin in einem alten Bauernhaus – die Spitze einer Zypresse aufgestellt. Der Christbaumschmuck bestand aus kleinen Sternen, die ich aus silberfarbenem Schokoladenpapier geschnitten hatte. Die zehn kleinen Kerzen waren sicher mehr für eine Geburtstagstorte geeignet, aber andere Kerzen gab es nicht.

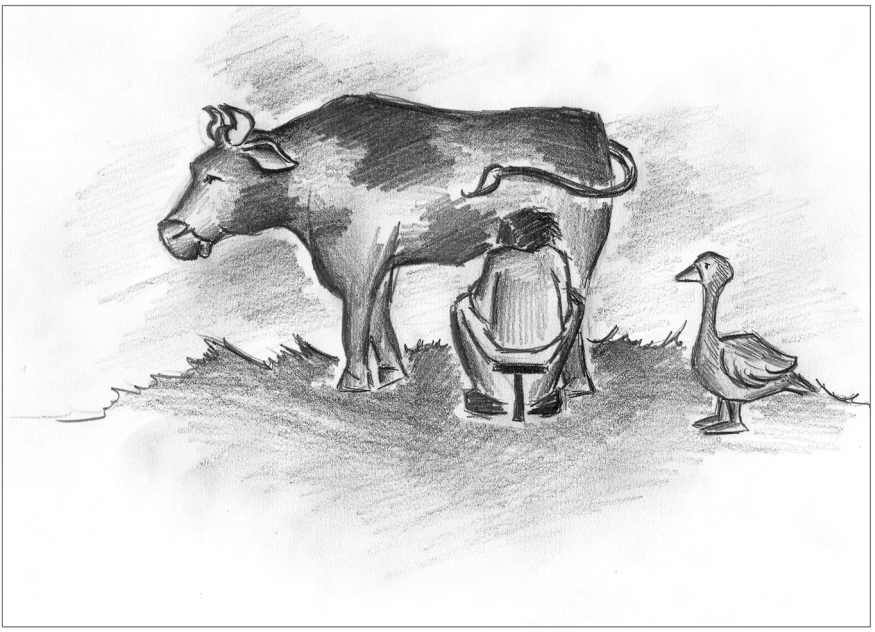
Nach dem Abendessen kamen die Kameraden aus den Nachbargehöften, die zum Teil einige Kilometer entfernt lagen, in meine Stube. Einer hatte eine Mundharmonika mitgebracht und bei brennenden Kerzen und prasselndem Kaminfeuer sangen wir altvertraute Weihnachtslieder. Plötzlich ging die Tür auf, und ein weiterer Kamerad stand in der Stube. Wir staunten nicht schlecht, als er unter seinem weiten Wehrmachtsmantel ein Hähnchen hervorzauberte, das er zu unserem gemütlichen Weihnachtsabend beisteuern wollte. Ich besorgte aus dem Stall einen Eimer, damit einer das Hähnchen rupfen und fachgerecht ausnehmen konnte. Das Feuer im Kamin wurde wieder angeschürt und die Eisenstange, die mein Patron zum Durchstochern seines Holzvergaser-Lieferwagens benutzte, diente als Bratspieß. Abwechselnd musste nun einer den Spieß mit dem Hähnchen drehen, bis es durchgebraten und knusprig war.

Rotwein, Hähnchen und Kuchen schmecken herrlich, und bevor mich meine vier Nachbarn zu später Stunde verließen, vergruben wir noch die Federn, Innereien und Knochen des Hähnchens im Garten. Der Eimer wurde ausgespült und in den Stall zurückgebracht, die Eisenstange wieder am Lieferwagen befestigt. Das musste alles heimlich und möglichst geräuschlos vor sich gehen, da unser knuspriger Weihnachtsbraten wohl nicht ganz legal erworben worden war ...

Als ich am nächsten Morgen gerade in den Stall gehen wollte, sah ich „Mirca", den braunweiß gefleckten Jagdhund meines Patrons, im Garten genüsslich die Reste des Hähnchens verzehren. Ich ging schnell hin und schob mit den Stiefeln die Erde wieder in das aufgebuddelte Loch. ... Als mein Patron, der mit seiner Familie in einem 200 Meter entfernten Gehöft wohnte, herankam, standen Hund und Kriegsgefangener mit unschuldigem Blick an der Gartentür.

Die verräterischen Federn, die der Hund am Maul und den Pfoten hatte, konnte ich in der Eile nicht mehr entfernen. Mein Patron, ein gemütlicher Provencale, hatte, ohne dass ich ein Wort gesagt hatte, selbst die Erklärung bereit: „Mirca stöbert so gerne die Hühner und Tauben in der Nachbarschaft auf!" Ich streichelte Mirca, entfernte ihm behutsam die Federn von seiner Schnauze und war ganz sicher, dass er nichts verraten würde.

Ich hatte jedoch noch einen Mitwisser: das Maultier „Ninette". Als ich ihm den bewussten Eimer mit Wasser hinhielt, schnaubte es verächtlich und drehte beleidigt den Kopf zur Seite. ❄



DIETRICH KIENSCHERF

Mein schönster Heiligabend

Erinnerungen an den 24. Dezember vor über fünf Jahrzehnten

Würde nun Weihnachten 1948 endlich ein Fest des Friedens in der Heimat sein, zu Hause, nach fast vier Jahren Kriegsgefangenschaft? Diese Gedanken bewegten mich schon Monate vorher in dem kleinen französischen Dorf Ormes-et-Ville und in den letzten Wochen im Kohlebergwerk bei St. Avold. Meine Kindheitserinnerung an Heiligabend war mit der Großmutter der Weg in die Kirche und dann war der Weihnachtsmann inzwischen da gewesen. Aber auch das traurigste Weihnachtsfest ist mir gut in Erinnerung geblieben. Ich erlebte es 1945 als amerikanischer PoW (Prisoner of War, Kriegsgefangener) in kalten, verschneiten Zelten mit Wellpappe als Liegestatt im belgischen Erbisoeul bei Mons.

In meinen kleinen Taschenkalender schrieb ich damals: „Still und einfach sitzen die Kameraden am Abend im Zelt. Es ist gar nicht recht von Weihnachtsstimmung zu sprechen. Ein Bäumchen ist zwar da, nur dürftig geschmückt mit Watte, und die allgemeine Beleuchtung in Form von kleinen Benzinlampen wirft einen matten Schein. Auf dem Kopfteil der Decke liegt ein kleiner grüner Zweig mit den Gaben des amerikanischen Christlichen Vereins junger Männer als Spende. Für jeden ein Bleistift, eine Rasierklinge und ein kleines Notizbuch. Gegenseitig wünschen sich die Kameraden ein gesundes Fest und bringen die Hoffnung zum Ausdruck, den nächsten Heiligabend bei ihren Lieben im trauten Heim feiern zu können."

Noch weitere drei „heilige Abende" sollten vergehen, ehe ich endlich die Gewissheit hatte, das nun bevorstehende Fest bräuchte ich nicht mehr fern meiner Familie zu begehen.

Siebzehnjährig war ich im April 1945 bei Zerbst in amerikanische Gefangenschaft geraten und glücklich, überlebt zu haben, denn viele meiner damaligen gleichaltrigen Kameraden mussten den „Endkampf" mit ihrem Leben bezahlen.

Nach den amerikanischen Hungerlagern in den Rheinwiesen war ich endlich in Belgien angekommen, dort sollten wir in Kohlegruben „deutsche Schuld abtragen". Daraus wurde jedoch nichts, die Amerikaner lieferten uns an Frankreich aus, so wie es zwischen Eisenhower und de Gaulle ausgemacht war. Insgesamt waren es 900 000 Deutsche und Österreicher im November 1945, die aus Lagern in Deutschland und Amerika dorthin verbracht worden waren. Nach mehreren Stationen war ich endlich im April 1946 im Dépot 204 Lunéville angekommen. Für den Bergbau zu schwächlich, für eine Entlassung zu „gesund", so war der einzige Weg: in die Landwirtschaft. Acht Kriegsgefangene waren wir in Ormes-et-Ville bei Nancy, die wir früh vom Wachposten zu den Höfen gebracht wurden und abends wieder eingesperrt hinter vergitterten Fenstern lebten. Da war zwar viel Arbeit, aber auch genug zu essen. Jeden Tag hatte ich früh und

abends acht Kühe zu melken, Gänse zu hüten und meist an Wochenenden mit geborgten Pferden den Acker zu bewirtschaften. Mein „Patron“ arbeitete als Landarbeiter beim Gutsbesitzer und hatte selbst keine Pferde – nur am Wochenende die geborgten.

Über das Rote Kreuz in Genf hatten meine Eltern in Schlagenthin endlich im Dezember 1945 die Nachricht, dass ich lebe und dann später, dass ich „Landarbeiter“ geworden war. Für mich mit meiner Bürolehre ein gewagter Schritt! Alle vier Wochen durfte man einen Brief und eine Karte schreiben. Heute noch habe ich den Brief vom 7. Dezember 1946 mit den Wünschen meiner Mutter für ein „frohes Fest“. Erhalten hatte ich den Brief allerdings erst am 4. Februar 1947 – egal, Hauptsache Post kam überhaupt an in der Fremde!

Aus dem Lager Lunéville wurden alle vier Wochen Zigaretten gebracht, angekommene Briefe, neue Briefformulare und „Neuigkeiten“. Da reizte es einige von uns, von dem 12- und 14-Stunden-Tag in der Landwirtschaft wegzukommen in ein Bergwerk, wo eben nur acht Stunden Schichtarbeit war. Es klappte im Sommer 1948. Vorher schon hatte ich mehrfach beim Lagervertrauensmann als Entlassungsadresse eine fiktive in den Westzonen angegeben. Es wurden nämlich in die damalige SBZ keine Gefangenen entlassen. Mein Pech! Aber dann kam endlich die Bestätigung, meine neue Adresse: Schöningen bei Braunschweig, Hauptstraße 1 sei akzeptiert. Ein Kamerad hatte in einem kleinen Kalender eine Deutschland-Karte und da sahen wir Schöningen direkt an der Demarkationslinie zur Sowjet-Zone, und eine Hauptstraße 1 hatte ich mir ausgedacht. So klappte es dann wenige Monate später mit der Entlassung. Das war der erste Schritt zu meinem schönsten Heiligabend 1948.

Am 20. Dezember erhielt ich im Lager Bad Kreuznach meinen Entlassungsschein und eine Fahrkarte nach Schöningen. Was sollte ich in Schöningen, mein Ziel war mein Heimatdorf Schlagenthin im Kreis Jerichow II. Es dauerte schließlich mehrere Tage, bis ich dort nahe der Zonengrenze angekommen war. Der „kleine Grenzverkehr“ ging immer zu Fuß durch Braunkohletagebaue, die auch mit einem Wassergraben die Demar-

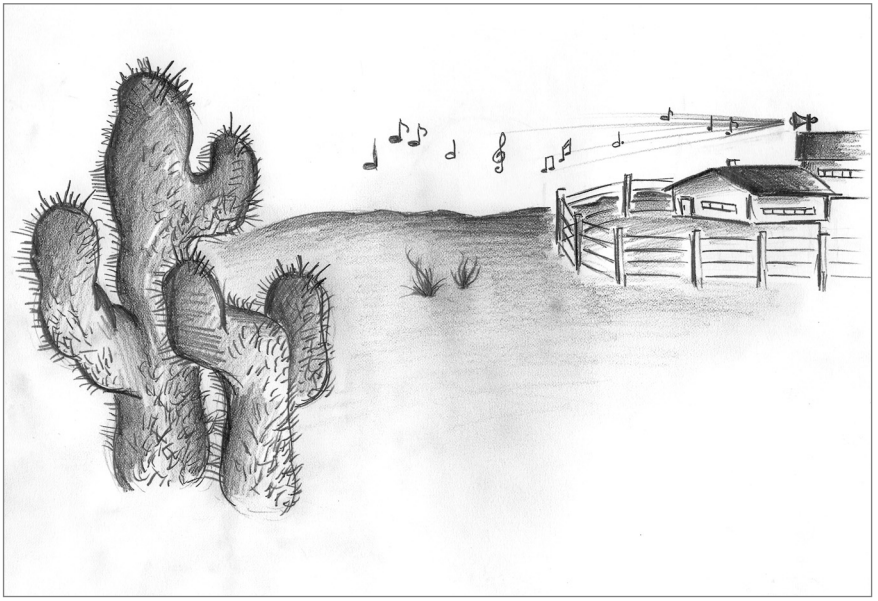
kationslinie ausmachten. Natürlich wurde mitten in der Nacht unsere Gruppe von den Russen geschnappt und an die deutsche Grenzpolizei übergeben. Stundenlange Verhöre, wieso nach Bahnstation Genthin, wenn Heimatort Schöningen angegeben war im Entlassungsschein? Erklärungen über Erklärungen. Irgendwer glaubte mir dann doch endlich und der Fußweg nach Hötensleben war frei. Damals fuhr noch von Hötensleben eine Kleinbahn bis Oschersleben, die man nach 1961 abbaute, da der Ort Sperrgebiet wurde. Tage und Nächte verbrachte ich auf Bahnhöfen und in Wartesälen mit hungrigem Magen. Eisenbahnfahrpläne gab es nicht, wenn Kohle da war, konnten die Loks beheizt werden. Und fuhr ein Zug, dann hingen die Menschen wie Kletten draußen an den Türen und zwischen den Waggons.

So landete ich am 23. Dezember abends mit einem dunklen Zug, dessen Fenster zum Teil mit Brettern zugenagelt waren, in Magdeburg. Dass auch Züge Richtung Berlin fuhren, sagte man mir, doch wann? Also, wieder warten mit knurrendem Magen und einem kleinen Holzkoffer voller Habseligkeiten.

Endlich war eine Lok da, und ich konnte gerade noch einen Platz über den Puffern zwischen zwei Waggons ergattern. Minusgrade hatte diese Nacht, und ich nur einen leichten Mantel an. Wie lange die Fahrt dauerte, weiß ich nicht mehr. Kurz nach Mitternacht stieg ich steif vor Kälte in Genthin von meinem „Sitzplatz“ und war froh, endlich das Schild Genthin wieder zu lesen. Tränen liefen mir vor Freude übers Gesicht. Nach Schlagenthin und Milow fuhr früher mal eine Kleinbahn, fuhr sie noch und wann? Das konnte mir niemand sagen, also nahm ich zu Fuß die Eisenbahnstrecke über zwölf Kilometer, weil sie vor Russen sicherer sein sollte als die Straße. So lief ich über Brettin, Annenhof, Zabvakuck, Kleinwusterwitz bis Schlagenthin – knapp fünf Stunden.

Früh um fünf klopfte ich in stockfinsterer Nacht an die Tür meines Elternhauses, die nicht sogleich geöffnet wurde. Aber dann erkannte mich Vater und ließ mich hinein. Das war am 24. Dezember 1948 – an jenem Heiligabend – den ich nie vergessen werde. Es war der schönste Hei-

ligabend in meinem Leben, weil ich nun wieder endlich zu Hause war. Nach der Wende ließ ich es mir nicht nehmen, Kontakt aufzunehmen nach Ormes-et-Ville in Frankreich und auch dorthin zu fahren, denn in dem Dorf war es mir gut gegangen, obwohl ich Kriegsgefangener war. Seither schreiben wir uns, allerdings jetzt mit der Enkelin des Bauern, die inzwischen auch schon 60 Jahre alt ist. Nun werde ich ihr auch in diesem Jahr schreiben, dass meiner schönster Heiligabend 1948 war, als ich wieder bei meiner Familie weilte. ❄



ALOIS KRIEGER

Heiligabend in Texas

Es war an Heiligabend, 1944 im PoW-Camp Mexial/Texas (PoW = Prisoner of War, Kriegsgefangener). Wir hatten nach dem Abendessen eine kleine Weihnachtsfeier. Als Weihnachtsbaum haben wir eine große Konifere genommen. Geschmückt wurde er mit Wattebäuschen. Ein aus einigen Leuten zusammengestellter Chor sang unsere schönen Weihnachtslieder. Danach begaben wir uns in unsere Baracken.

Wir gehörten zur 9. Kompanie. In unseren Unterkünften hatten wir uns dann zu einem besinnlichen Weihnachtsabend zusammengesetzt. Es war schon spät geworden, und die meisten hatten sich schon zur Ruhe begeben. Auf einmal erklangen vom Nachbarcamp her Trompeten- und Posaunenklänge. Die Kameraden von nebenan spielten die schönsten deutschen Weihnachtslieder, die wir schon von der Kindheit an kannten. Am

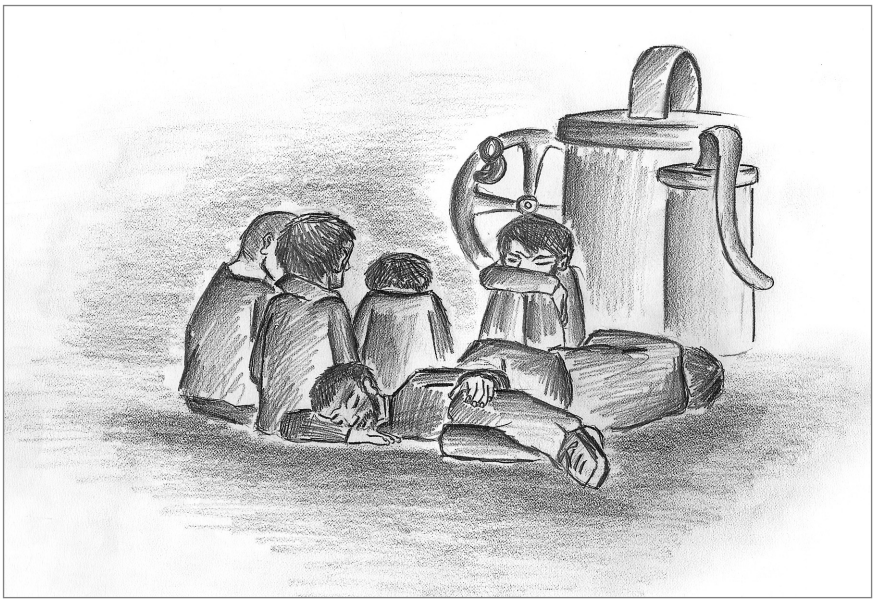
Schluss erklang das „Stille Nacht, heilige Nacht“. Wir waren alle so ergriffen von den schönen weihnachtlichen Weisen. So manchen von uns standen die Tränen in den Augen. Viele dachten in dem Moment an daheim. So schön gespielte Weihnachtslieder habe ich dann in späteren Jahren nicht mehr gehört. Es klang so herrlich und ergriffen in die ruhige Weihnachtsnacht der Prärie von Texas.

Gestaunt haben wir als wir ein wunderschönes Glockengeläut hörten, das von der Schreibstubenbaracke aus einem Lautsprecher in die Nacht erklang. Es waren bestimmt Glockenklänge von deutschen Domen.

Ich war damals 18 Jahre alt und werde die erste Weihnacht in Gefangenschaft noch lange in Erinnerung behalten.

Ich habe noch einige Weihnachten in Gefangenschaft verbracht. Eine noch in der Nähe von Boston, und dann noch zwei in Südengland. Doch der bewegendste Weihnachtsabend war wohl der von 1944 in den Weiten der texanischen Prärie.

Mittlerweile sind schon Jahrzehnte vergangen, und doch muss ich öfter an diese Zeit zurückdenken. ❄



KARL KIRSCHBAUM

Heiligabend im Pütt

Erinnerungen an Weihnachten 1946

Siegen. An Weihnachten 1946 werde ich mich mein Leben lang erinnern. Ich war als deutscher Kriegsgefangener in einem Kohlenbergwerk in Carvin in der Nähe von Lille eingesetzt. Folgendes war passiert: Da die Franzosen nur einen Weihnachtsfeiertag kannten, war es besonders schlimm. Wir hatten einen Obersteiger, dessen Sohn war als Soldat gefallen, er war daher auf uns Deutsche nicht gut zu sprechen. Heiligabend haben wir wie immer gearbeitet. Die Schicht lief von 14 bis 22 Uhr. Abends zum Feierabend kam entweder der Steiger oder der Vorarbeiter zum Abnehmen der Menge geförderter Kohle. An diesem Abend kam der Obersteiger Leo und nahm den Streb ab. Wir mussten immer wieder alles aus den Ecken und Winkeln herauskratzen, damit noch eine Lore Kohle mehr geladen

werden konnte. So ging das über die normale Arbeitszeit hinaus, zuletzt ließ er uns noch den allerletzten Rest Kohle zusammensuchen. Wir beeilten uns sehr. Keiner von uns besaß eine Uhr, bis wir merkten, dass der Obersteiger nicht mehr da war.

Wir ließen alles stehen und liegen und rannten zum Schacht. Als wir dort ankamen, war der letzte Förderkorb hochgefahren. Wir konnten nicht mehr ausfahren. Das war die Absicht des Obersteigers gewesen. Nach einer Weile gingen wir in den Pumpenraum, der beim Förderschacht lag. Dort standen große Pumpen, die das Wasser aus der Grube pumpten. In diesem Raum war es einigermaßen warm.

So saßen wir am Heiligen Abend und in der Heiligen Nacht mit fünf Kameraden mutterseelenallein im Pütt. Mittlerweile waren unsere Öllampen eine nach der anderen ausgegangen. Wir hockten also im Dunkeln auf dem Boden und haben wie Schlosshunde geheult, bis einer nach dem anderen einschlief.

Am ersten Weihnachtsmorgen kam vom Lager unsere Bewachung. Wir mussten die Strecke, die wir sonst mit der Eisenbahn in einem Viehtransportwagen zurücklegten, zu Fuß bis ins Lager zurücklegen. Dort kamen wir gegen Mittag an. Den anderen Tag, am zweiten Weihnachtstag, durften wir wieder einfahren. ❄

JOSEF SCHNABEL

Drei Weihnachten in französischer Kriegsgefangenschaft

Als ich 1944 mein drittes Weihnachtsfest als Soldat fern der Heimat erlebte, hatte ich große Hoffnung, dass ich das nächste bestimmt wieder im Kreis meiner Eltern und Geschwister feiern könnte. Die Ardennenoffensive hatte nicht den erhofften Erfolg gebracht, im Osten kam die Front immer näher an die Reichsgrenze, es wurden immer mehr Städte bombardiert und zerstört. Da konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, dass dieser schreckliche Krieg ein Ende finden würde. Am 8. Mai 1945 war es dann soweit: Deutschland hatte kapituliert. Nie hätte ich damals gedacht, dass ich noch drei Weihnachten in Frankreich verleben musste ...

Ich kam am 26. März 1945 in amerikanische Gefangenschaft und über Namur in Belgien und Paris in ein großes Lager bei Cherbourg in der Normandie. Im Juli wurde ich in ein anderes Lager verlegt und mit 20 000 Kameraden an die Franzosen zum Arbeitseinsatz übergeben (das heißt verkauft). In unserem Cage mussten wir eines Tages nach dem Alphabet antreten. Kameraden bis zu einem bestimmten Buchstaben kamen ins Bergwerk, die anderen, so auch ich, zum Minensuchen. Über Rouen wurden wir an die Kanalküste zwischen Le Havre und Dieppe gebracht. In jedem Dorf war ein Kommando, ich kam nach Grainval bei Fécamp. Wir waren zuerst 25, nach vier Wochen 50 Mann. Später wurden einige Ältere und Kranke entlassen. Wir begannen unsere gefährliche Arbeit Ende August 1945.

Zu unserem Einsatzgebiet gehörte ein besonders gefährlicher Abschnitt: Die berühmt-berüchtigte Todesschlucht von Grainval, rund 500 Meter lang. Dies ist ein Einschnitt in der 60 bis 80 Meter hohen Steilküste mit einer Straße direkt vom Strand ins Landesinnere, bot sich also geradezu

an für eine Landung, mit der man ja gerechnet hatte. Dementsprechend war sie vermint: Teller-, Schützen-, Flaschen- und sonstige Minen, sogar 28-Zentimeter-Granaten mit Druckzünder. Nach dem ersten Unglück am 2. September mit dem Tod von zwei Kameraden und einem Franzosen wurde im Oktober eine neue Gruppe zusammengestellt, zu der auch ich gehörte. Am 15. Dezember ereilte uns das Schicksal: Drei Kameraden fanden einen grausamen Tod durch eine Mine. Und dieses Unglück so kurz vor Weihnachten!

Hier in Grainval erlebte ich mein erstes Weihnachtsfest in Gefangenschaft. Es waren sehr traurige Tage. Am 22. Dezember wurden mehrere Minenkommandos zu einer von Kameraden aus Rouen gestalteten Weihnachtsfeier in Fécamp eingeladen. Sie hatten sich große Mühe gemacht und uns einige schöne Stunden bereitet.

An Heiligabend 1945 hatten wir in unserem Kommando eine kleine Feier. Die Stimmung war verständlicherweise sehr gedrückt. Wir dachten an die fünf toten Kameraden, hatten noch keine Post, und dazu kam die Ungewissheit, wie es weitergehen würde. Man wusste ja nie, wenn man morgens zur Arbeit ging, ob man abends wieder zurückkommen, ob es einen als Nächsten treffen würde. Ich dachte an die Lieben daheim, so fern von uns. Wie mochte es ihnen zumute sein? Die beiden Söhne fehlten im Kreis der Familie. Es kam die Erinnerung an früher, wie schön gerade Weihnachten gefeiert wurde. Wenn auch die Geschenke bescheiden waren, die Freude war immer groß gewesen.

Für mich gab es eine kleine Überraschung. Der Schmied von St. Leonard, der mich öfters sonntags für kleine Arbeiten holte, brachte mir einen Laib Brot, eine große Freude für mich und natürlich auch für meine Kameraden. Ich werde diese nette Geste, dieses Zeichen des Mitfühlens nie vergessen! Um Mitternacht durften wir in St. Leonard die Christmette besuchen.

In der oben erwähnten „Schlucht“ kam am 4. Februar 1946 noch ein Kamerad aus unserem Kommando ums Leben, später noch drei Deutsche,

insgesamt also neun, sowie zwei Franzosen. Elf Tote in diesem kleinen Abschnitt!

Mein zweites Weihnachtsfest, 1946, verbrachte ich mehr im Landesinneren. Ende November war unsere Arbeit als Minenräumer beendet. Nach einem kurzen Aufenthalt in einem Lager kamen wir am 11. Dezember mit 30 Mann in einen alten, ziemlich verwahrlosten Bauernhof in einem kleinen Dorf. Einige zogen in das Bauernhaus, zwei Gruppen, dabei auch ich, kamen in zwei Ställen in der Scheune unter. Wir mussten zunächst einmal ausmisten. Mit Wellblech zogen wir Decken ein und legten Stroh darauf, damit wir wenigsten etwas Schutz gegen die Kälte hatten. Das Tageslicht vermissten wir sehr, denn es gab keine Fenster, und oft wurde das elektrische Licht abgeschaltet. Wie immer durften wir das Lager nur zum Arbeiten verlassen, das heißt wir waren stets eingesperrt, Kontakte zu Zivilisten waren verboten.

Die große Frage, was wir eigentlich machen sollten, war bald geklärt. Als Schanzzeug und Demineure (Feuerwerker) eintrafen, wussten wir, dass wir eine neue, wieder eine lebensgefährliche Aufgabe hatten: Bomben- und Granatblindgänger ausbuddeln und Munition sprengen!

Da war die Stimmung an Weihnachten wieder auf dem Tiefpunkt. Wir hatten auf Entlassung gehofft als Dank für unsere geleistete gefahrvolle Arbeit. Die Enttäuschung war groß. Dazu kam, dass wir wegen des Umzugs keine Post bekamen. Es waren wieder sehr, sehr traurige Tage.

Wir machten eine kleine Feier, sangen die schönen Weihnachtslieder. Man dachte an die Angehörigen daheim, und man dachte auch an das, was uns bevorstand. Wie lange würde es noch gehen? Wann durften wir endlich an Entlassung denken? Gerne wären wir an den Feiertagen in die nahe gelegene Kirche gegangen, so wie wir es daheim gewohnt waren, aber das war leider verboten.

In dieser „Unterkunft“ blieben wir bis zum 21. Februar 1947, also fast den ganzen Winter, eine schlimme Zeit. Drei Kommandos sollten noch folgen.

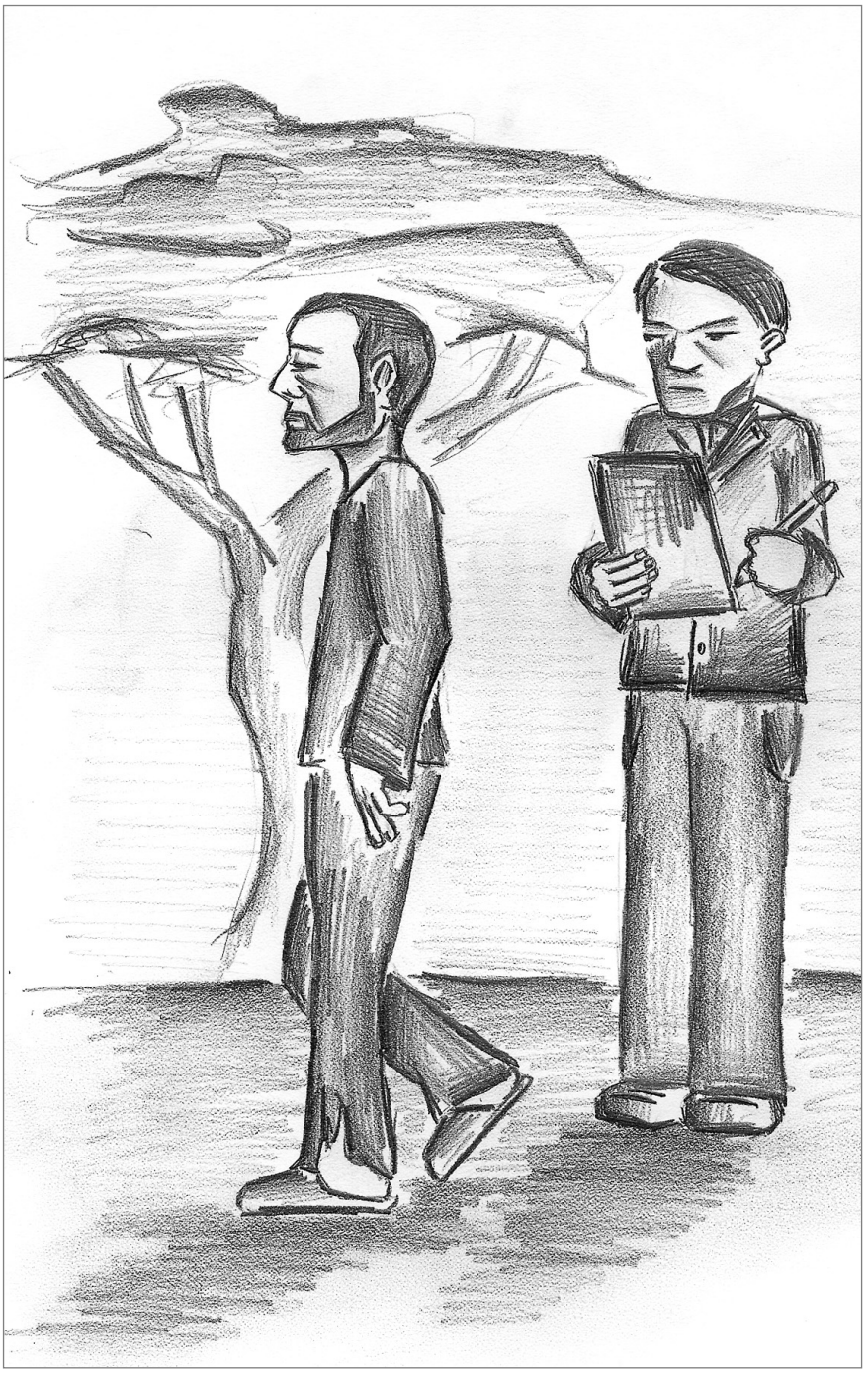
Meine Hoffnung, Weihnachten 1947 endlich zu Hause sein zu dürfen, konnte ich Mitte November begraben, als die Entlassungszeit Dezember für Minensucher bekannt wurde.

Nachdem in unserem Abschnitt alle Bomben- und Granatblindgänger ausgegraben waren und alle Munition gesprengt war, kamen wir Anfang Oktober in unser Depot und Entlassungslager Evreux. Im Frühjahr wurden alle Unteroffiziere, ob sie im Minenfeld, als Sanitäter oder in der Küche tätig waren, entlassen, so dass nur noch die kleinen Landser die Gefangenschaft bis zum bitteren Ende durchstehen mussten. Für die Unteroffiziere war diese Aktion selbstverständlich ein Glücksfall, für uns jedoch, die wir zurückblieben, absolut unverständlich.

Im August tauchte eines Tages ein uns unbekannter Franzose in unserem Kommando auf. Wir mussten antreten und einzeln an ihm vorbeigehen, wobei er hinter jeden Namen etwas schrieb. Eine Punktzahl bis 20, wie wir erfuhren, die für unsere spätere Entlassung wichtig werden sollte. Dauer und Qualität der geleisteten Arbeit zum Beispiel blieben dabei vollkommen unberücksichtigt.

Die Entlassung der Gefangenen erfolgte in neun Kategorien: Nach Alter, Familienstand und anderem. Die Minensucher kamen in die fünfte Kategorie für ihre „Verdienste". Je nach Punktzahl wurden sie entlassen. Ich hatte Glück mit immerhin 16 Punkten. Im Dezember wurde bekannt, dass im Januar 485 Mann entlassen werden sollten. Auch ich war dabei, Gott sei Dank! Diese Nachricht hatte natürlich die Stimmung beträchtlich gehoben und machte die dritte, endlich letzte Weihnacht hinter Stacheldraht erträglicher.

Für die Lieben daheim war die Enttäuschung sehr groß. In jedem Brief hatten sie schon seit Monaten die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass sie doch fest mit meiner Heimkehr rechneten, dass wir doch endlich wieder an diesem Fest vereint wären. Auch für mich, für uns alle, wäre nichts schöner gewesen als dass unser sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. So konnten wir wieder, wie schon die beiden Jahre vorher, nur



mit unseren Gedanken in der fernen Heimat sein. Die Gewissheit, dass wir nur noch wenige Wochen hier verbringen mussten, konnte uns etwas Trost geben.

Am Heiligabend 1947 war in der Reithalle eine kleine Feier mit einer kurzen Ansprache des Lagerführers sowie weihnachtlicher Musik und Gesang. Danach gab es für jeden einige Äpfel, Plätzchen, einen kleinen Stollen und ein Stückchen Wurst. Am ersten Feiertag wurde ein gutes Essen serviert. Aber das war nun alles zweitrangig. Die Hauptsache war für mich und viele Kameraden, dass uns endlich, endlich die so lang ersehnte Entlassung bevorstand.

Am 12. Januar 1948 öffnete sich für uns das Lagertor, der erste Schritt in die Freiheit war getan. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl erfasste uns. Durch Frankreich, über Tuttlingen kamen wir am 16. Januar zum amerikanischen Entlassungslager Malmsheim bei Stuttgart, das wir am Abend erreichten. Der Empfang war überwältigend. Eine große Menschenmenge begrüßte uns am Bahnhof, eine Musikkapelle spielte, die Glocken läuteten, wir waren tief gerührt – ein Erlebnis, das man nie vergessen kann. Bei allen liefen nach der schweren Zeit die Tränen, die früher so oft unterdrückt wurden. Die Freude war unbeschreiblich. Wir waren viele Jahre nicht mehr daheim gewesen, bei mir waren es dreidreiviertel Jahre. Mancher hatte vielleicht sein Kind noch nicht gesehen. Die Kameraden aus dem Sudetenland und anderen Gebieten, aus denen Menschen vertrieben wurden, dachten mit Wehmut daran, dass sie ja nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren konnten und oftmals ihre Angehörigen suchen mussten.

Am nächsten Morgen bekamen wir den Entlassungsschein, von dem wir immer geträumt hatten, und konnten die Heimfahrt antreten. Überglücklich konnten wir unsere Angehörigen in die Arme schließen. Gedämpft wurde meine Freude, weil ich meinen lieben Bruder leider nicht begrüßen konnte. Er ist im Juli 1944 bei der alliierten Landung in der Normandie gefallen. ❄

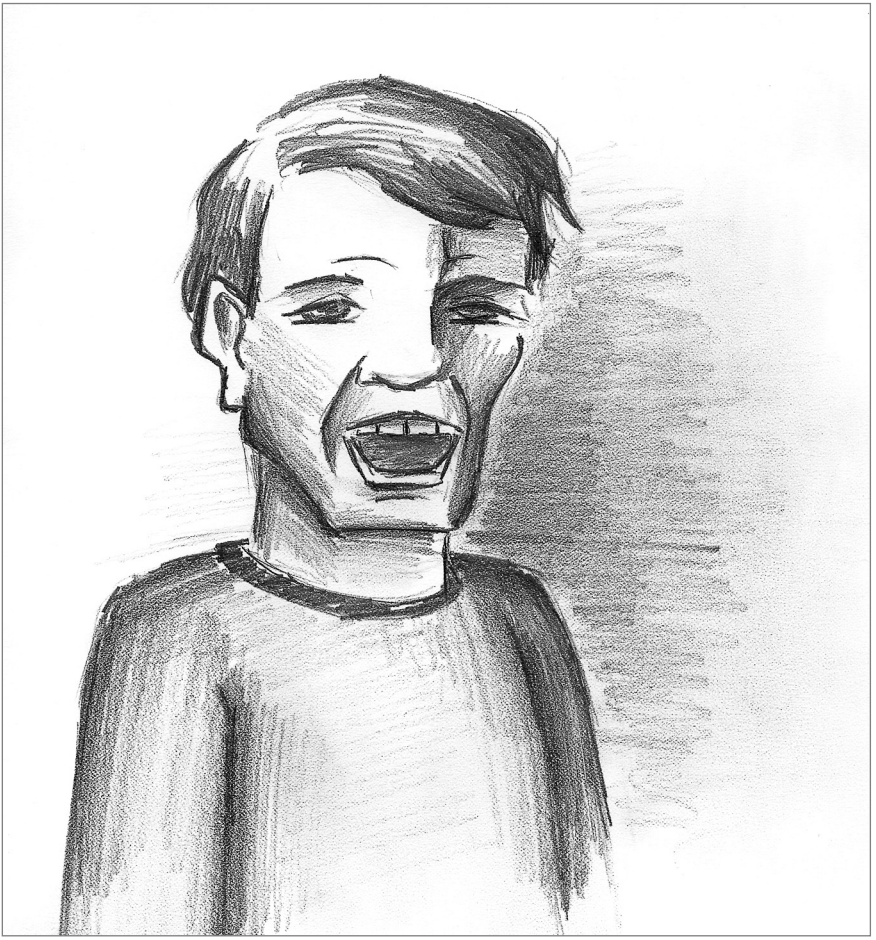
FRANZ HUMMEL

Weihnachten, Zeit der Versöhnung

Hoch droben in den Bergtälern der Rocky Mountains lagen die Wiesen und Dörfer tief verschneit in kristallklarer Nacht. Es war Heiligabend 1944, als die Bewohner des Ortes nahe der Schneeberge im Staate Colorado gegen elf Uhr zur Christmette gingen. Der eine oder andere musste kurz anhalten, um Atem zu holen, denn es war elf Grad unter Null, und der Ort lag 2700 Meter hoch; da ist die Luft recht dünn. Als die Leute anhielten, vernahmen sie Stimmen, erst ganz leise, dann hörte man deutlich das Singen lauter und lauter auf die kleine Kirche zukommen. Etwa 100 deutsche Soldaten, bewacht von amerikanischen Wachsoldaten, marschierten singend dem Zuggleis entlang in den Ort zur Christmette.

Die Melodien der Lieder waren den Dorfbewohnern wohl bekannt, aber die Worte waren fremd, und weit schallten die Lieder über die endlose Winternacht. Ein Schauern durchlief die Leute, als die dunklen Gestalten singend auf die Kirche zumarschierten. Die gefangenen Deutschen traten in das Gotteshaus ein und knieten in den Bänken, mit einem Seil von der Kirchengemeinde getrennt. Man konnte den Hass und beinahe eine Verwirrung in den Gesichtern der Amerikaner ablesen, denn es gab kaum eine Familie, die nicht einen Sohn, Bruder oder Vater in Deutschland verloren hatte oder um sein Leben bangte.

Doch als die Dorfbewohner sahen, dass die meisten Gefangenen junge Burschen waren mit ein paar älteren Landsern darunter, alle so weit von ihren Familien weg, da sah man hie und da, wie sich der Hass in den Gesichtern langsam in versöhnliches Mitgefühl umwandelte. Als die Soldaten in ihren Bänken saßen, postierten sich die Wachen hinten in der Kirche, und dann überfiel das Gotteshaus eine tiefe Stille. Ein junger Deutscher, blondes Haar und tiefblaue Augen, kaum älter als 17 bis 18 Jahre, erhob sich und sang das schönste „Ave Maria“, das die Leute jemals



gehört hatten. Als er dastand und alle Blicke auf ihn gerichtet waren und der Zauber seiner Stimme das Gotteshaus erfüllte, da blieb kein Auge trocken, weder auf deutscher Seite noch auf der amerikanischen. Als der Gottesdienst beendet war, standen die Deutschen zuerst auf und stimmten „Stille Nacht“ an. Dann verließen sie die Kirche. Während sie in der sternklaren Nacht wieder ihrem Gefangenenlager entgegenmarschierten und mit wehen Herzen an ihre Lieben zu Hause dachten, da saßen noch viele Kirchenbesucher sichtlich ergriffen auf den Bänken. Sie hatten eine Weihnacht erlebt, wie sie der Ort nie wieder erleben würde, ein Bitte und ein Bedürfnis, dem Gegner zu vergeben und Frieden zu schließen. ❄

HANS HAUG

Weihnachten 1945

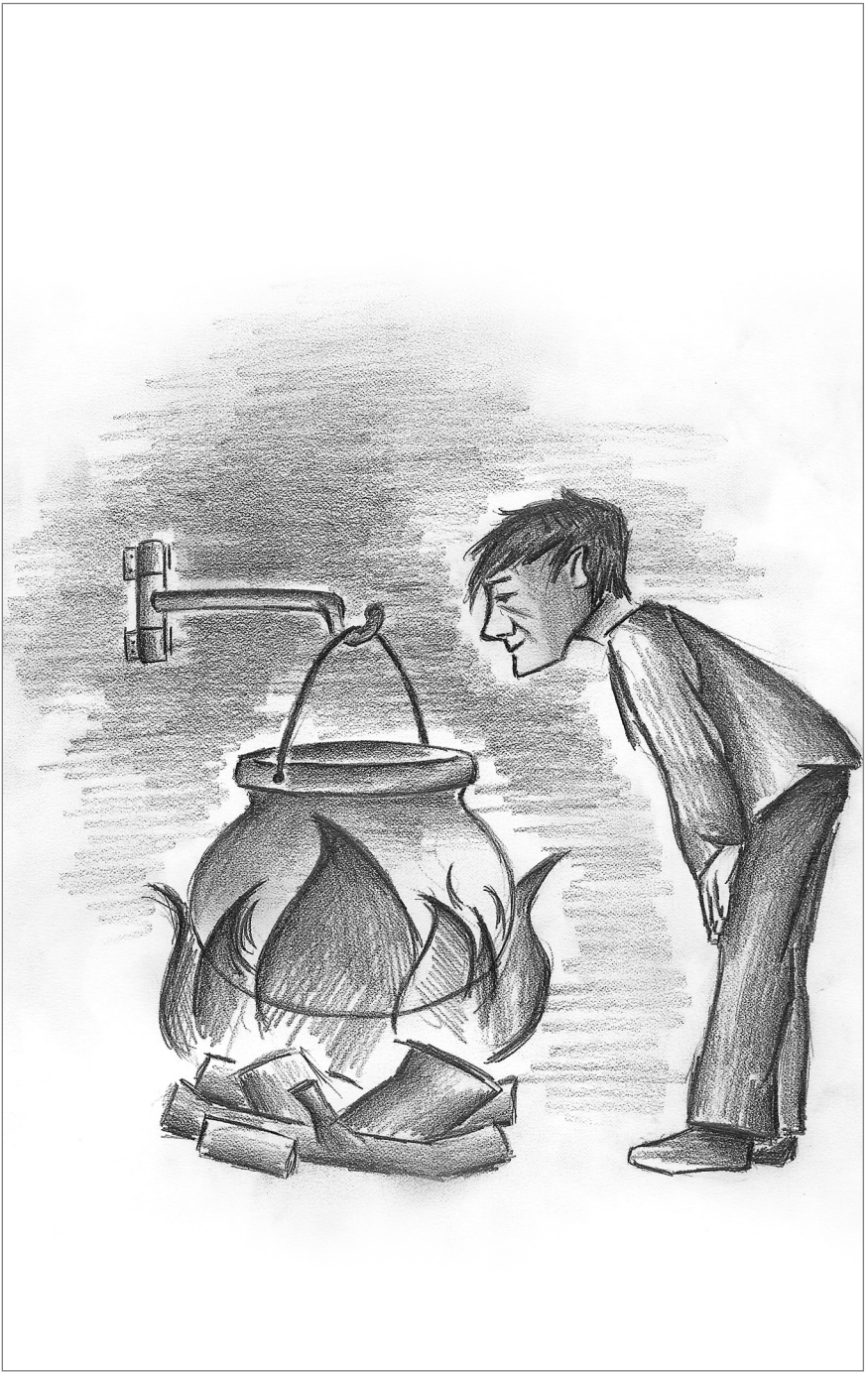
Unsere Stimmung war auf dem Nullpunkt, als wir an jenem Morgen des 29. September 1945 nach einem unruhigen Schlaf aufwachten. Gestern abend waren wir, nach einer Odyssee durch das zerbombte Deutschland, auf einem Nebengleis einer südwestlich von Paris gelegenen Ortschaft mit steifen Gliedern aus den Viehwagen geklettert.

Nach der üblichen Filzung nach etwa noch vorhandenen Wertgegenständen – das meiste hatten sie uns ja längst abgenommen – schlossen sich hinter uns die Tore eines riesigen Gefangenenlagers. Nun war alles Hoffen auf eine baldige Heimkehr, die noch vor wenigen Tagen so greifbar schien, zunichte.

Von Norwegen kommend, waren wir von den Amerikanern an die Franzosen ausgeliefert worden, die uns in das berüchtigte Schreckenslager Bretzenheim verfrachteten. Von dort gingen fast alle Transporte weiter nach Frankreich. Doch ich hatte Glück. Nach acht Tagen, in denen ich in einem Erdloch hausen musste, wurde ein Transport zusammengestellt, der wieder über den Rhein in Richtung Karlsruhe rollte. Als der Zug in Haslach hielt, waren es nur wenige Kilometer bis nach Freudenstadt. Schnell schrieb ich eine Nachricht für meine Angehörigen, und warf den Zettel auf den Bahnsteig. Es war die erste Nachricht, die sie nach langer Zeit von mir erhielten.

Der Transport rollte weiter über Tuttlingen nach Biberach an der Riß, wo wir in einem ehemaligen Arbeitsdienstlager untergebracht wurden. In regelmäßigen Abständen wurden Angehörige bestimmter Berufe entlassen, und wir rechneten alle mit einer baldigen Heimkehr.

Doch nach vier Wochen war der Traum zu Ende. In fest verschlossenen Viehwagen traten wir die Reise nach Frankreich an. Wenn der Zug an den



Steigungen der Schwarzwaldstrecke langsamer fuhr, sprangen viele durch die Oberlichter der Güterwagen, sehr zum Vergnügen der Wachmannschaft, die wahre Hetzjagden auf die Flüchtlinge veranstalteten. Als wir in Kehl über die Rheinbrücke fuhren, war unser Schicksal besiegelt. Wir bekamen dies auch gleich zu spüren. Statt dem in Deutschland gewohnten freundlichen Winken bekamen wir die geballte Faust und noch schlimmere Gesten zu sehen. Niemand reichte uns Wasser oder gab uns zu essen. Stattdessen stürmten Zivilisten den Zug, beschimpften uns und versuchten uns auszurauben. Einigen fehlten nachher die Schuhe, die sie neben sich stehen hatten.

Das neue Kriegsgefangenenlager in Thoree bestand aus 16 großen Hallen, in denen bis zu 20 000 Gefangene untergebracht waren, die nach und nach an kleinere Arbeitslager weitergeleitet werden sollten. Die Hallen aus leichten Backsteinwänden enthielten keinerlei Mobiliar. Unsere Liegestatt war der blanke Zementfußboden, auf dem eine dünne Schicht Farn, aus den nahen Wäldern, ausgebreitet war.

Für mich gab es an diesem ersten Morgen eine schmerzliche Überraschung. In der Nacht hatten sie mir die fast neuen Bergschuhe geklaut, die ich auf der Fahrt durch Frankreich so sorgfältig behütet hatte. Jetzt hatten mich die eigenen Kameraden bestohlen und ich musste auf Socken zum Zählappell.

Im Lager gab es laufend Neuzugänge, Transporte aus Deutschland mit alten Männern und ganz jungen Buben. Die Franzosen konnten nicht genug bekommen, aber konnten sie die vielen hungrigen Mäuler auch stopfen? Das Land war nach vier Jahren Krieg verarmt und es herrschte immer noch Rationierung. Die Verteilung der vielen Kriegsgefangenen, die in den Lagern auf ihren Arbeitseinsatz warteten, ging nur schleppend voran. Es fehlte an Transportmöglichkeiten und wohl auch an der Organisation.

So begann bald das große Hungern und Sterben. Auf den Lagerstraßen begegnete man traurigen Gestalten, völlig abgemagert, nur noch Haut

und Knochen. Die Verpflegung war völlig unzureichend, und manche rupften das Gras am Lagerzaun, um sich eine Suppe davon zu kochen. Die Ruhr grassierte im Lager, ihre Opfer waren Alte und ganz Junge.

Wir hatten zuvor in der Reservation in Norwegen gute Monate mit einer reichlichen Verpflegung verbracht, aber allmählich schwanden auch unsere Kräfte. Schwächeanfälle beim Aufstehen waren die ersten Anzeichen.

Inzwischen war der November vergangen und die Adventstage standen vor der Tür. In meinem Tagebuch habe ich damals notiert: „In 8 Tagen ist der 2. Advent und wir sind noch immer in Thoree. Es ist höllisch kalt geworden und man friert bei Tag und bei Nacht." Die Unterkünfte mochten für die warme Jahreszeit geeignet sein, aber an den Winter hatte niemand gedacht. Es gab keine Öfen, und wir lagen nach wie vor auf dem Fußboden auf einer dünnen Farnschicht, zum Zudecken die dünne Wolldecke, die sie uns gelassen hatten. Durch Türen und Risse im Mauerwerk zog es entsetzlich, und vom Zementfußboden kroch die Kälte hoch. Die Folge waren Blasenkrankheiten, die uns nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Die ganze Nacht hindurch zog eine endlose Prozession zu den Aborten und wieder zurück zu den Hallen.

Endlich, am 16. Dezember, wurde ein Transport in ein Arbeitslager nach Südfrankreich zusammengestellt. Der Zug fuhr diesmal ohne Aufenthalt die ganze Nacht hindurch, bis wir am frühen Morgen in Perigeux rund hundert Kilometer westlich von Bordeaux ausgeladen wurden. Bis zur Abfahrt des nächsten Zuges lagerten wir uns auf dem Bahnhofsgelände. Reisende, die zum Bahnhof gingen, blieben stehen und begafften uns, doch sie bleiben ruhig und es kam zu keinen Hassausbrüchen und Beschimpfungen mehr – vielleicht wegen der Weihnachtszeit oder wegen unseres erbärmlichen Aussehens.

Nochmals bestiegen wir den Zug und waren gegen Mittag im neuen Lager in Brantôme, einem kleinen Städtchen mit rund 3 000 Einwohnern. Das Essen in diesem neuen Lager war noch schlechter als in Thoree, dafür gab es feste Baracken mit zweistöckigen Pritschen und einem Strohsack für jeden.

Von hier gingen laufend kleinere Kommandos hinaus zu Bauern, Steinbrüchen und kleineren Betrieben. Täglich wurden über Lautsprecher neue Namen für diese Kommandos aufgerufen, aber mein Name war nie dabei. Ich machte mich auf ein trübes Weihnachten im Lager gefasst.

Schließlich schrieb man den 24. Dezember 1945. Es war der Nachmittag des Heiligen Abends. Ich lag resignierend auf meinem Strohsack. Heute würde es wohl niemandem einfallen, sich noch mit Kriegsgefangenen zu belasten, die zudem über Weihnachten verköstigt werden mussten. Da geschah das Unerwartete. Der Lautsprecher spie neue Namen für ein Arbeitskommando aus, und – hörte ich recht – darunter war auch mein Name.

Wir waren zu acht, die hastig ihre Habseligkeiten zusammenpackten und sich am Lagertor meldeten. Dort stand ein strammer Zivilist mit einer Lederjacke und Wickelgamaschen, in Hüfthöhe bauschte sich die Jacke über einer Pistole. Neben ihm ein älterer Herr im Paletot und schwarzem Hut. Unschwer war zu erkennen, dass dieser das Sagen hatte und der andere unser künftiger Wachmann war. Man begrüßte uns kühl, aber nicht unfreundlich, und wir bestiegen einen kleinen Lastwagen mit einer Ladepritsche. Über das Wohin und den bevorstehenden Arbeitseinsatz wurde kein Wort verloren, doch das waren wir als langjährige Befehlsempfänger ja gewohnt.

Zunächst waren wir einfach froh, dem Lager entronnen zu sein. Nach einer langen Fahrt hielt das Auto vor einem größeren Gebäudekomplex. Wir waren am Ziel und hatten das große Los gezogen. Es war kein Steinbruch, kein Bergbau und kein Minenräumkommando, es war das Gemeindekommando von St. Laurent-des-Vignes, einem kleinem Weindorf an der Dordogne. Der ältere Herr war der Bürgermeister und der andere war Monsieur Borderie, unser künftiger Wachmann.

Der Besitzer des Gutes, Monsieur Rulmont, hatte seine Domestikenwohnung, ein kleines Steinhaus, für das neue Gemeindekommando freigemacht, wofür er zwei Gefangene für seine Dienste aussuchen durfte.

Und so bezogen acht bunt zusammengewürfelte ehemalige Landser die Domestikenwohnung eines Gutsherren in Südfrankreich. Die Wohnung bestand aus Küche und Wohnraum, jeweils versehen mit einem großen offenen Kamin. Im großen Wohnraum standen vier zweistöckige Betten, ein großer Tisch mit Stühlen und an der Längswand der große offene Kamin.

In der Küche fanden wir einen Sack mit Kartoffeln und in einer Ecke lag ein Häuflein Steckrüben. Monsieur Rulmont machte uns, nachdem sich die beiden Herren verabschiedet hatten, mit den Örtlichkeiten vertraut und zeigte uns noch ein großes Blumenkohlfeld. Er gab uns zu verstehen, dass wir die Blätter für unsere künftigen Mahlzeiten verwenden könnten. Offensichtlich hatte der gute Mann noch keine Erfahrungen mit ausgehungerten Kriegsgefangenen gemacht. Seine Blumenkohlfelder samt Köpfen und Blättern wurden in den nächsten Tagen und Wochen sichtlich dezimiert.

Wir fühlten uns wie im Himmel, konnten uns ohne Stacheldraht und Posten frei bewegen, hatten ein Dach über dem Kopf, ein Bett und eine warme Stube.

Wir nahmen uns den Kartoffelsack vor, füllten den großen gußeisernen Kessel randvoll mit Kartoffeln und hängten ihn über das Feuer. Dann setzten wir uns rings um das lodernde Feuer und freuten uns auf das Festmahl zum Heiligen Abend 1945. ❄

HELMUT STAMM

Eine Vorweihnachtsgeschichte aus der Nachkriegszeit

Es war Mitte Dezember, in der Vorweihnachtszeit 1946, im unter USA-Verwaltung stehenden Konzentrationslager Dachau. Ein trauriges Weihnachten stand den etwa 8 000 Kriegsgefangenen und aus irgendwelchen Gründen internierten Männern bevor.

Sie dösten in einzelnen mit Stacheldraht gesicherten Barackenreihen hungernd und frierend, gekleidet in abgelegte, alte amerikanische Militärklamotten, apathisch dahin.

Die Mehrzahl der dort im sogenannten „Sonderlager" festgehaltenen Männer hatten sich in keiner Weise strafbar gemacht. Oft handelte es sich um Namensverwechselungen, oder der jeweils Internierte hatte einen Zivilberuf mit der Bezeichnung „Rat", zum Beispiel Regierungsrat, Amtsrat.

In dem Sonderlager waren vorher russische Kriegsgefangene untergebracht gewesen, die bei ihrer Befreiung einen Trümmerhaufen hinterlassen hatten. Ergab sich nach einer Vernehmung, dass es sich bei dem Internierten nicht um den Gesuchten handelte, wurde er in das sogenannte Freilager überstellt. Von dort aus wurde der Freigestellte den anderen Siegermächten angeboten. Suchten zum Beispiel die Polen oder Tschechen einen Mann mit gleichem Namen, so wurde er dorthin überstellt. Viele sind nach diesen Transporten verschollen.

Kleine „Vergünstigungen" machten die Lage etwas erträglicher, zum Beispiel die Möglichkeit, monatlich wenige Zeilen an die Angehörigen zu schreiben und Post zu empfangen. Im Dezember 1946 erfand die amerikanische Lagerleitung eine Schikane, die alle Lagerinsassen besonders hart

zu treffen drohte. Die Auslieferung der Post wurde gesperrt. Begründung: Die Zensur der Post könnte nicht ordnungsgemäß durchgeführt werden, weil viele Briefe in deutscher Schrift geschrieben worden seien, die Amerikaner aber meist nur lateinische Schriftzeichen lesen könnten. Die Empörung der Lagerinsassen war unvorstellbar! Sie waren zu allem bereit. Es wurde beschlossen, das Lager anzubrennen. Dies wurde den Amerikanern übermittelt. Es wurde ein Termin zur Auslieferung der Post gestellt. Die Amerikaner drohten mit Erschießung des deutschen Lagerleiters. Dieser nahm die Drohung gelassen hin. Erst dann gaben die Amerikaner die Post – unzensiert – frei. ❄

HERBERT GIERSCH

Der Weihnachtsbaum

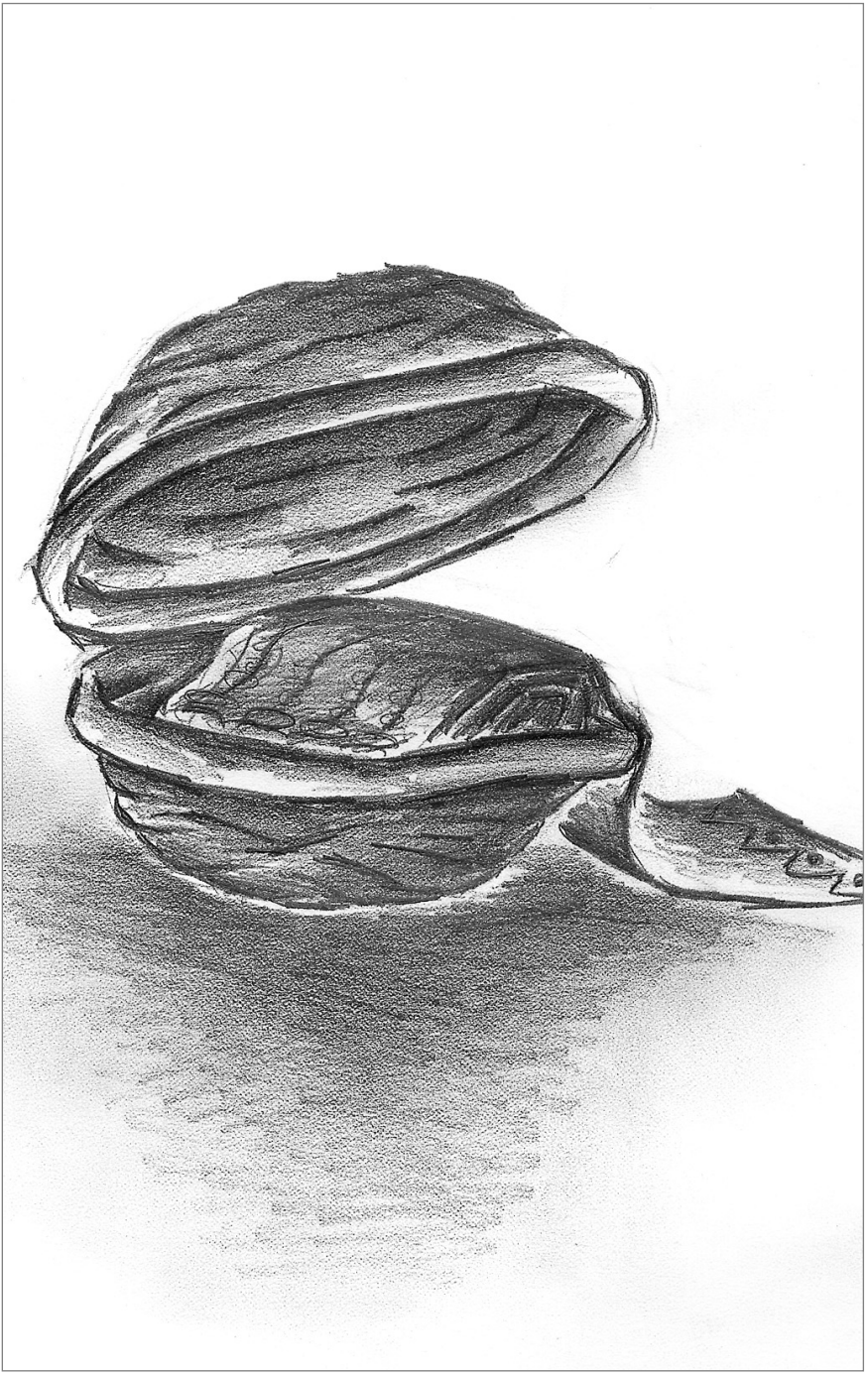
1944 – Weihnachten in Kanada

Am 30. August 1944, noch nicht 19-jährig, änderte sich mein Leben schlagartig, denn ich kam in Gefangenschaft. Ich wurde einer von denjenigen, welche die Landung in der Normandie übrig gelassen hatte. In den kommenden vierzehn Tagen lernte ich in Frankreich, was Kriegsgefangenschaft heißt; es war unmenschlich. Bald begann aber die Fahrt ins Ungewisse ...

Ich kam über London nach Schottland und trat am 23. September mit dem Schiff die ungewisse Überfahrt nach Kanada an. Nach sieben Tagen landeten wir unbehelligt von unseren U-Booten in Halifax. Nach weiteren 4 000 Kilometern Bahnfahrt war für uns insgesamt 4 000 Gefangene die Fahrt in der Prärie der Provinz Alberta zu Ende. Das Lager 132-Medicine Hat nahm uns auf, keiner wusste für wie lange.

Ich war froh, wieder eine Etappe hinter mich gebracht zu haben, wir wurden gut aufgenommen. Es war hier wie eine kleine deutsche Stadt mit einer Belegungsstärke von nun reichlich 10 000 Prisoners of War (Kriegsgefangenen). Die innerhalb des Lagers deutsche Lagerleitung tat alles, um das Los der Gefangenschaft zu erleichtern. Wer in Gefangenschaft war, hat es am eigenen Leib gespürt, was es heißt, die Freiheit zu verlieren. Da spielt auch eine untergeordnete Rolle, ob es ihm gut oder schlecht geht. Die Freiheit ist durch nichts zu ersetzen. Bisher war es noch so, dass die kanadische Lagerleitung fast jede Forderung unserer Lagerleitung erfüllte.

Die lagereigene Farm, die von uns bewirtschaftet wurde, brachte weitere Verbesserung für die Verpflegung. Trotzdem war die Untätigkeit für viele eine große Belastung.



Die Zeit verging, es wurde Weihnachten. Von uns „Neuen“ hatte schon lange keiner Post von den Angehörigen erhalten. Die Gedanken wanderten in dieser Zeit öfter zu den Lieben. Durch Veranstaltungen und Sport versuchte man für Ablenkung zu sorgen.

Am Heiligen Abend war nach dem Besuch der Christmette und nach einem guten Abendessen Besinnlichkeit auf den Stuben angesagt. Die Küche hatte das ihre getan, und jeder bekam einen Teller mit Süßigkeiten, fast wie zu Hause. Obwohl Kanada sehr waldreich ist, gab es auf den Stuben keine Weihnachtsbäume. Hier hatte uns die Prärie voll im Griff. Was aber wäre Weihnachten ohne Christbaum? Um so größer war die Überraschung, als vom Lager kleine Christbäume verteilt wurden. Es waren künstliche Bäume, etwa einen Meter groß und mit Flitter und goldenen künstlichen Nüssen behangen. Die Bäume waren zusammenklappbar wie ein Regenschirm. Das war notwendig, um den Transport besser und platzsparender zu überstehen. Weihnachtsbäume aus der Heimat, von den Lieben daheim! Über das Deutsche und Internationale Rote Kreuz war das möglich. Jetzt war Weihnachten endgültig gerettet!

Spannung gab es dann beim Knacken dieser Nüsse, da jede ein kleines Andenken aus der Heimat enthielt. Es waren kleine gewebte Buchzeichen mit unterschiedlichen Motiven und Texten. Diese Lesezeichen halte ich noch heute in Ehren.

Bei gesungenen Weihnachtsliedern und bei einer späteren abendlichen Runde um das Lager (etwa drei Kilometer), konnte jeder seine Gedanken durch den Stacheldraht nach Hause schweifen lassen und Zwiesprache mit den Lieben daheim halten. Nun war es doch noch eine deutsche Weihnacht geworden, fern der Heimat. ❄

KAPITEL III

Kriegsgefangenenweihnacht im Osten

Engel auf den Feldern singen

Engel auf den Feldern singen,
stimmen an ein himmlisch Lied,
und im Widerhall erklingen
auch die Berge jauchzend mit.

||: Gloria in excelsis deo :||

(2) Christ, der Retter, stieg hernieder,
der sein Volk von Schuld befreit!
Danket ihm mit euren Liedern,
seid zu seinem Lob bereit.

(3) Lasst nach Bethlehem uns ziehen,
wie der Engel uns gesagt!
Lasst uns betend vor ihm knieen,
der das Heil uns heut gebracht.

(4) Preis sei Gott und Friede allen,
denen er die Schuld vergibt.
Heut soll unser Lob erschallen,
weil er alle Menschen liebt.

(5) Heilig, Gott der Engelscharen!
Lob und Dank die Welt erfüllt!
Um den Sohn zu offenbaren,
ward das Wort im Fleisch enthüllt.

Text: Aus Frankreich, 18 Jahrhundert

Es ist ein Ros' entsprungen

Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart;
wie uns die Alten sungen,
von Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter,
wohl zu der halben Nacht.

(2) Das Röslein, das ich meine,
davon Jesaja sagt,
hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rat
hat sie ein Kind geboren
und blieb doch reine Magd.

(3) Das Blümelein so kleine,
das duftet uns so süß;
mit seinem hellen Scheine
vertreibt's die Finsternis,
wahr Mensch und wahrer Gott,
hilft uns aus allem Leide,
rettet von Sünd und Tod.

Text: geistlicher Dichter, 15. Jahrhundert; Weise: 15. Jahrhundert

RUDOLF KULLA

Die Lagerärztin von Woronesch

Der Heilige Abend 1947 im russischen Kriegsgefangenenlager Woronesch war für mich und alle anderen ein trauriges, aber auch ein menschlich schönes Erlebnis, das gewiss keiner vergessen hat.

Der Heilige Abend vermittelte uns damals einen Schimmer von Hoffnung auf den guten Menschen und den Glauben an eine bessere Zeit. Er gab uns so vieles, was uns in unserer schlechten körperlichen und seelischen Verfassung etwas beruhigte. Denn wir alle sehnten uns nach Hause zu Muttern, zu unseren Geschwistern, Kindern oder Frauen!

Hier in diesem Elend waren wir vergessen, geschunden von der harten Arbeit vom Hunger und Krankheiten, ohne Freude, ohne Glück. Nur unsere Lagerärztin Nadja hatte oft ein gutes Wort für uns, wenn wir abgeschlagen, verzweifelt oder krank zu ihr kamen. Wir hatten sie alle gern. Sie selbst, eine Russin, hatte Vater und ihren Liebsten bei den schweren Kämpfen gegen die Deutschen bei Stalingrad verloren, hatte aber keinen Hass gegen uns deutsche Gefangene!

Wir wollten der Ärztin und uns am Heiligen Abend eine Freude bereiten! So wetteiferten die Kameraden untereinander mit dem Basteln von Christbäumchen. Mit Genehmigung der Lagerleitung durften von der Wachmannschaft und der Küche Messer ausgeliehen werden. Aus allen Ecken des Lagers und des Hofes wurden Stöckchen, Kistenbrettchen, Kartons und anderes mehr zusammengesucht. Die Bastelei erfolgte nach Arbeitsschluss im Gemeinschaftsraum. Es gab Landser, die recht sehenswerte Gegenstände zustande brachten. Auch aus dem Verwaltungsgebäude konnte einiges organisiert werden. Dies lag wohl daran, dass die dortigen Beschäftigten die Einstellung der Ärztin zu den Kriegsgefangenen kannten.

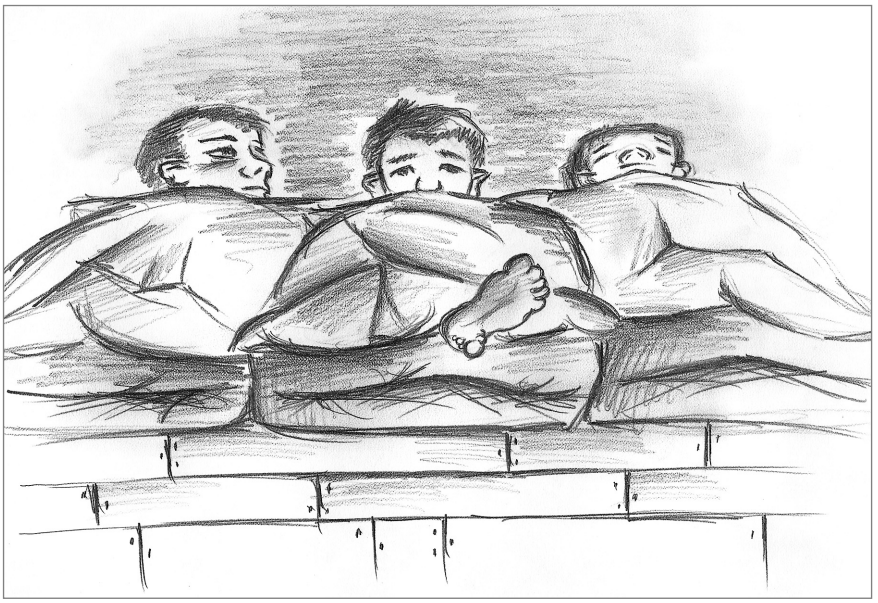
CHOCO

Am Heiligen Abend stand auf jedem Tisch ein kleines Christbäumchen. Im Gemeinschaftsraum war sogar auf dem großen Tisch eine schlichte Krippe vorzufinden. Kameraden, die wenige Rubel hatten, ließen auf Umwegen kleine Stearinkerzen mitbringen – sogar Süßigkeiten und etwas Gebäck wurden besorgt. Hier zeigte sich zur Weihnachtszeit so recht die echte Kameradschaft! Auch die russischen Wachposten waren von unserem Treiben angetan. Durch unseren deutschen Arztgehilfen im Lager baten wir unseren „Engel", so nannten wir die russische Ärztin, am Heiligen Abend doch zu uns zu kommen. Auf dem langen Tisch, der mitten im Raum stand, lag neben einem besonders gut gelungenen Christbäumchen, von sechs Kerzen umstellt, ein kleines Präsent, das wir unter großer Mühe beschafft hatten, Dank unserem Rubelbesitzer!

Das Präsent war: eine Tafel Schokolade, ein Päckchen Bohnenkaffee und ein kleiner aus Holz geschnitzer Engel. Dabei lag ein Blatt mit der kyrillischen Aufschrift „Unserem guten Engel, unserer lieben Mutter für die liebevolle Betreuung!" Beim Erscheinen der Ärztin wurde sie von unserem deutschen Arzthelfer, der etwas mehr Russisch konnte, herzlich begrüßt. Anschließend sangen wir „Stille Nacht, heilige Nacht". Alsdann übergab unser Helfer ihr die Weihnachtsgabe mit dem Christbäumchen. Die Ärztin war von der ganzen weihnachtlichen Atmosphäre und vom Geschenk tief beeindruckt. Mit feuchten Augen und wohl auch etwas verlegen stand sie da und nahm unsere dankbaren Blicke und Gaben auf!

Nach kurzer Zeit und ihrem Dank im gebrochenen Deutsch an uns alle gerichtet, verließ sie den großen kahlen und ärmlichen Raum. Wir stimmten unser altes Weihnachtslied „O Tannenbaum" an. Zu Beginn der zweiten Strophe ging die Tür auf und unsere Ärztin stand im Türrahmen! Sie verharrte, bis das Lied verklungen war. Mit erhobenem Kopf kam sie auf uns zu, gab allen 56 Anwesenden die Hand und wünschte jedem gute Weihnachten. Welche Dankbarkeit das wieder bei den Männern auslöste, kann man sich vorstellen! Viele konnten ihre Bewegung nicht unterdrücken, so dass ihnen die Tränen über die

Wangen liefen. Vom Arzthelfer erfuhren wir am folgenden Tag, dass er mit unserem Engel noch kurze Zeit zusammen war. Sie hatte sich von ihm mit der Bemerkung verabschiedete, dass sie einen solchen erfüllten Weihnachtsabend noch nicht erlebt habe. Sie werde diese Stunde nie vergessen. ❄



ERICH ITTNER

Ein besonderes Weihnachtsgeschenk

Im Dezember 1945 fand im Kriegsgefangenenlager Brjansk eine Begutachtung der Kriegsgefangenen durch eine „Kommission“ statt. In deren Ergebnis wurde ich – Wasser bis in den Unterbauch, Hungerödeme an den Unterschenkeln und durch Unterernährung insgesamt in einer sehr schlechten körperlichen Verfassung – für einen sogenannten „Krankentransport“ vorgemerkt.

Dieser Krankentransport fand dann am Heiligen Abend 1945 auch wirklich statt. Er führte aber nicht, wie heimlich erhofft, in die Heimat. Sein Ziel war vielmehr ein als Erholungslager deklariertes Kriegsgefangenenlager in Beschitza. Wir kannten es schon vorher vom Hörensagen als das sogenannte „Panzerlager“. Diesen Namen trug es, weil die dort untergebrachten Kriegsgefangenen in einer Fabrik arbeiten mussten, die Panzer herstellte oder repariere-te.

Ich weiß heute nicht mehr zu sagen, ob man uns achtzig oder vielleicht einhundert Kranke mit der Eisenbahn bzw. mit Lastwagen in das Lager brachte. Mir ist lediglich in der Erinnerung, dass wir bei durch die dünne Kleidung dringender Kälte und starkem Schneefall mehrere Stunden vor dem Lagertor standen und uns vergebens bemühten, Körper und Geist einigermaßen warm zu halten.

Sicherlich machte ich einen besonders kläglichen Eindruck, denn als die für das Lager verantwortliche sowjetische Ärztin mit prüfendem Blick an dem Haufen frierender Gefangener vorbei kam, winkte sie mich heraus. Sie musterte mich nochmals, und dann befahl sie mich mit „Daway, daway!“ ins Lager. So war ich der erste „Neuankömmling“, der sich in einem warmen Raum des Lagers aufhalten durfte.

Erst eine ganze Weile nach mir fanden auch meine draußen noch wartenden Kameraden Einlass. Ich hatte in der Zwischenzeit alle Kleidungsstücke zwecks Entlausung abgegeben und erhielt einen Holzzuber voll warmen Wassers zugewiesen, mit dem ich meinen Körper gründlich reinigen konnte.

Mit einem, wenn ich mich recht entsinne, nagelneuem Unterhemd sowie der zugehörigen langen Unterhose aus Beständen der Sowjetarmee wurde ich dann auf eine lange Pritsche gepackt. Auf der Pritsche lagen mit Heu gefüllte Schlafsäcke. Darauf ruhten Kranke aus dem „Panzerlager“, die den Neuen aufmerksam musterten. Mich legte man dazwischen, deckte mich mit einer Schlafdecke zu und ließ mich ruhen.

Das war ein Luxus, wie ich ihn seit einem dreiviertel Jahr nicht mehr kannte. Und aus dem Mund des diensttuenden Sanitäters erfuhr ich nun, dass ich mich im Lazarett des Lagers befand. Morgen, also am ersten Weihnachtstag, würden sich die Ärzte um mich kümmern.

Rechts und links von mir lagen also Kameraden aus dem „Panzerlager“, die wegen unterschiedlichster Krankheiten im Lazarett untergebracht waren. Sie berichteten mir von zwei deutschen Militärärzten, die die

Kranken betreuten. Die Ärzte seien schon in der Schlacht um Stalingrad in sowjetische Gefangenschaft geraten und nun seit Monaten für die medizinische Versorgung der Gefangenen in Beschitza eingesetzt.

Ich jedoch schlief ein – erschöpft, aber zufrieden – vom Heiligen Abend bis in den ersten Weihnachtstag hinein. Sicherlich weilten meine Träume in der Heimat, beim Weihnachtsfest und besonders bei meinen Eltern, von deren Ergehen ich seit einem Dreivierteljahr absolut nichts mehr wusste.

Am ersten Weihnachtstag erwachte ich durch Lärm, ja Tumult. Der Grund dafür war ich. Vielleicht verursacht durch eine unglückliche Bewegung meinerseits, vielleicht aber auch durch den ungewollten Stoß eines Nachbarn auf der eng belegten Pritsche platzte ein etwa talergroßes Geschwür an meiner linken Ferse. Blut, Eiter und Sekret verteilten sich unter meinem Fuß.

Der Sanitäter rief die beiden deutschen Ärzte hinzu, und gemeinsam durchdachten die Drei, wie man mir helfen könnt. Dabei fehlten doch medizinische Instrumente, Verbandmaterial usw. für eine wirksame Hilfe. Fest stand lediglich: Es muss geschnitten werden. – Und so kam es zu dem besondern Weihnachtsgeschenk, wie ich in meinen späteren Jahren den operativen Eingriff mit all seinem Drum und Dran einschätzte.

Dem Sanitäter fiel ein, dass am Heiligabend ein Kriegsgefangener vom täglichen Arbeitseinsatz ein Skalpell mitgebracht hatte – aus Trümmern geborgen und natürlich stark angerostet. Das wurde nun auf seine Brauchbarkeit hin überprüft. Und dann ging es los!

Vor meinen Augen reinigte der Sanitäter das Skalpell mit einem kleinen Stück Sandpapier von dem anhaftendem Rost. Dann warf er es in ein Gefäß, in dem aufgetauter Schnee – Trinkwasser war ja Mangelware – kräftig vor sich hinkochte. Damit musste die Sterilisation des „Operationsbestecks“ mit den vorhandenen Mitteln ausreichen.

In der Zwischenzeit hatte man die drei kräftigten, das heißt schwergewichtigsten Gefangenen ins Lazarett beordert und die Pritsche von gehfähigen Patienten geräumt, um auf diese Weise etwas Platz zu schaffen für den unumgänglichen operativen Eingriff.

Mich wiesen die Ärzte an, in die Bauchlage zu gehen – und legten dann die drei Schwergewichtige quer über mich, so dass ich mich nicht mehr rühren konnte. Der gewichtige Grund: Es gab keinerlei Narkosemittel – und ich sollte ja bewegungslos liegen bleiben.

Dann begann einer der beiden Ärzte zu schneiden, und für mich begannen die fürchterlichen Schmerzen. Um nicht loszubrüllen, biss ich in meinen unter dem Gesicht liegenden Unterarm. Und im Stillen betete ich vor mich hin: „Lieber Gott! Hilf mir und lasse mich diese Tortur lebend überstehen."

Nun, ich überstand sie. Heute weiß ich nicht mehr, welche Art Verband mein Fuß bekam, denn Verbandmaterial war dort und zu dieser Zeit eigentlich Gold wert. Die Narbe der Operationswunde ist heute noch zu sehen, sie wird mich bis an mein Lebensende begleiten. Und gleiches gilt für die Erinnerung alljährlich zu Weihnachten besonders ausgeprägt – die Erinnerung an ein ganz spezielles „Weihnachtsgeschenk".

Mit den beiden Ärzten kam ich etwa sechs Wochen später nochmals in Berührung, weil ich wegen einer Rippenfellentzündung erneut ins Lazarett eingewiesen wurde. Im Mai 1946 setzte man mich in der sogenannten „Lagerkolchose" ein, wo wir Kartoffeln, den berühmten „Kapusta" (Kraut) und sonstiges Gemüse für die Verpflegung des Hauptlagers anbauen und ernten mussten.

Als wir im Spätherbst wieder ins Lager zurückkehrten, hatten die Sowjets beide Ärzte längst wieder „auf Transport" in andere Lager geschickt. Ich habe die zwei, deren Namen ich nicht einmal wusste, nie wieder gesehen, denke aber auch heute noch dankbar an sie zurück.

Das war Weihnachten 1945 – Und Weihnachten 1947?

Da hatten wir Kriegsgefangenen über den Antifa-Ausschuss des Lagers vorgeschlagen, an einem Sonntag vor Weihnachten zu arbeiten und dafür am ersten Weihnachtsfeiertag eben zu feiern. Nach langem Widerspruch und heftigen Debatten wurde das schließlich von der sowjetischen Lagerleitung genehmigt. Aber wie!

Wir mussten am 25. Dezember früh 6.30 Uhr unsere Unterkünfte verlassen, standen bis gegen 13 Uhr im Freien und wurden „gefilzt". Die gesamte Bewachungsmannschaft war aufgeboten und durchkämmte die Quartiere bzw. durchsuchte uns von Kopf bis Fuß. Frohes Fest! ❄

HANS J. DEHNING

Im Gefangenenlager in Serbien

Im Dezember fing es an zu schneien. Die „Häuser“ verschwanden unter einer dicken Schneedecke. Nur an den vielen kleinen Schornsteinöffnungen sah man, wohin wir uns verkrochen hatten. Wir näherten uns Weihnachten, doch was bedeutet das ... Hunger, Kälte, Läuse und harte Arbeit zehrten an unseren Kräften.

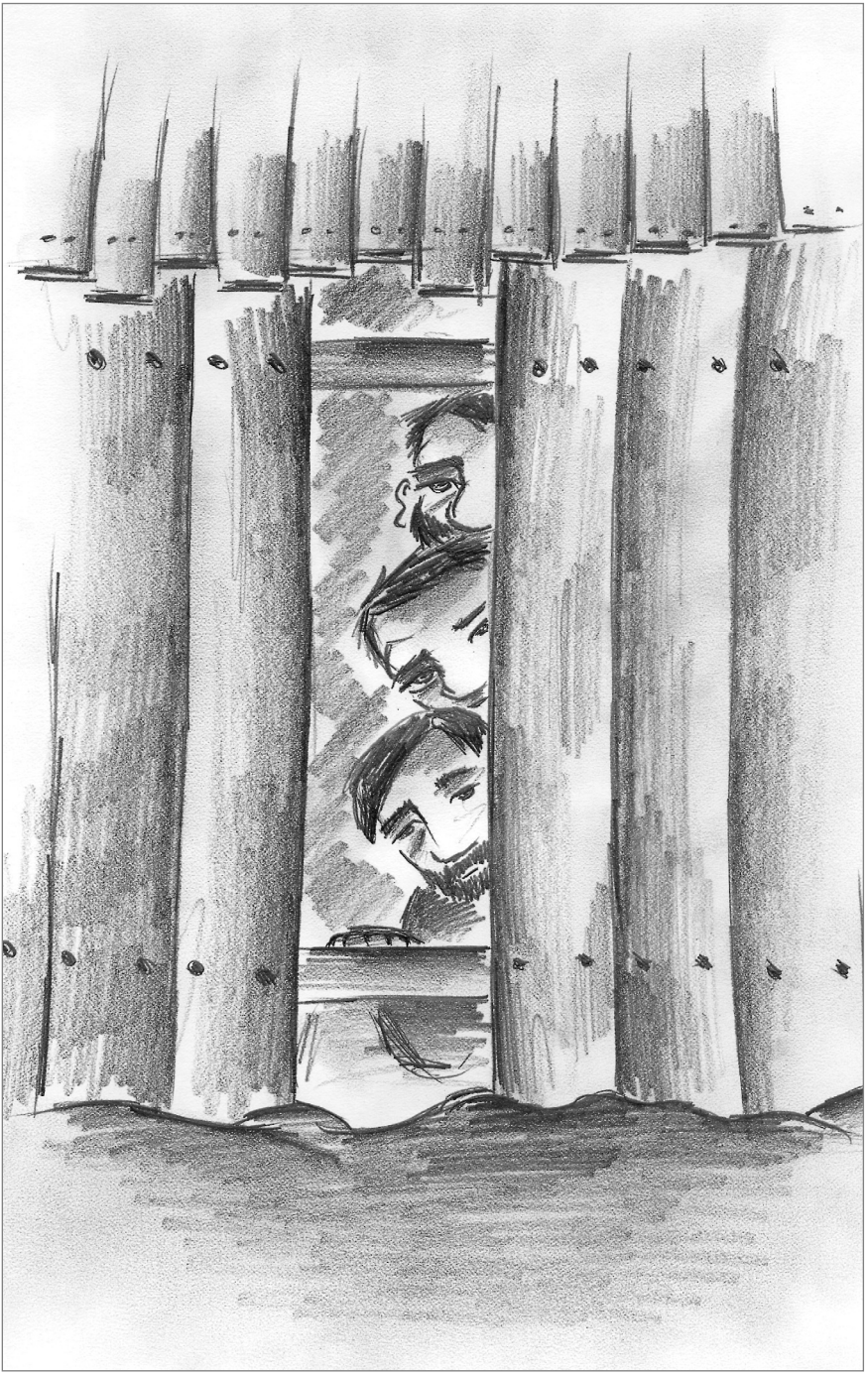
Ein Kamerad war so krank, dass er nach unten ins Tal, in den kleinen Ort getragen werden sollte, um ihm noch eine Chance zum Überleben zu geben. Zu viert trugen wir ihn auf einer selbstgefertigten Bahre und quälten uns durch den tiefen Schnee. Doch nach einer mühevollen Stunde merkten wir, dass er tot war. Wir legten ihn in den Schnee, um ihn später zu begraben. Völlig erschöpft kehrten wir zurück. Der erste Tote, und das in der Adventszeit, der Zeit der Hoffnung. Noch vor einigen Jahren hatten wir als Kinder unter dem Adventskranz gesessen und für Weihnachten gebastelt. Ob wir das noch mal wieder erleben würden?

Eines Abends sagte ich zu meinem Freunde: „Ist heute nicht der 24. Dezember, der Heilige Abend?“ „Ach, du Sch...“, war seine Antwort. Dann lagen wir schweigend nebeneinander. Da hörten wir plötzlich ein paar rauhe Stimmen singen: „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht ...“. Wir schoben die beiden Holzscheite, die unsere Tür bildeten, zur Seite und steckten unsere Köpfe hinaus. Das ganze Lager war eine große vom Mond beschienene Schneefläche mit den Hügeln der Höhlen und Behausungen. Es war ein eisiger Winterabend, die Sterne funkelten am Himmel, kein Wind, nur stiller Frost. Dunkel und schwarz standen die Bäume um das Lager herum. Die Tür eines größeren, runden zeltartigen Baues war geöffnet, und heraus klangen die Stimmen. In einigen konnte man etwas wie Galgenhumor hören, doch die meisten sangen ernst und andächtig.

Langsam öffneten sich immer mehr andere Höhlen, und überall guckten verwunderte Köpfe heraus. Man fühlte, wie die Gedanken von Sängern und Hörern in die Heimat gingen. Wie sie dort wohl Weihnachten feierten? Seit der Gefangennahme hatten wir nichts mehr von Deutschland gehört und wir galten zu Hause als vermisst. Wann wir wohl mal schreiben durften? Wie viele Jahre würde man uns festhalten? Vielleicht fünf, bis wir alles wieder aufgebaut hätten, wie uns ein serbischer Offizier gesagt hatte?

Nachdem das Lied verklungen war, wurden alle Türen wieder dicht gemacht, und es war wieder eisige Stille. Bevor ich einschlief, dachte ich an das Kind in der Krippe. Auch die Heilige Familie hatte kümmerlich auf engstem Raum in der Fremde gehaust. Und doch geht alle Zuversicht, alle Hoffnung und aller Glauben davon aus. Auch wir würden einst wieder zu Hause sein. Mit dieser Gewissheit schlief ich ein.

Anfang 1949 konnte ich nach Hause zurückkehren. ❄



JOSEF KESSELGRUBER

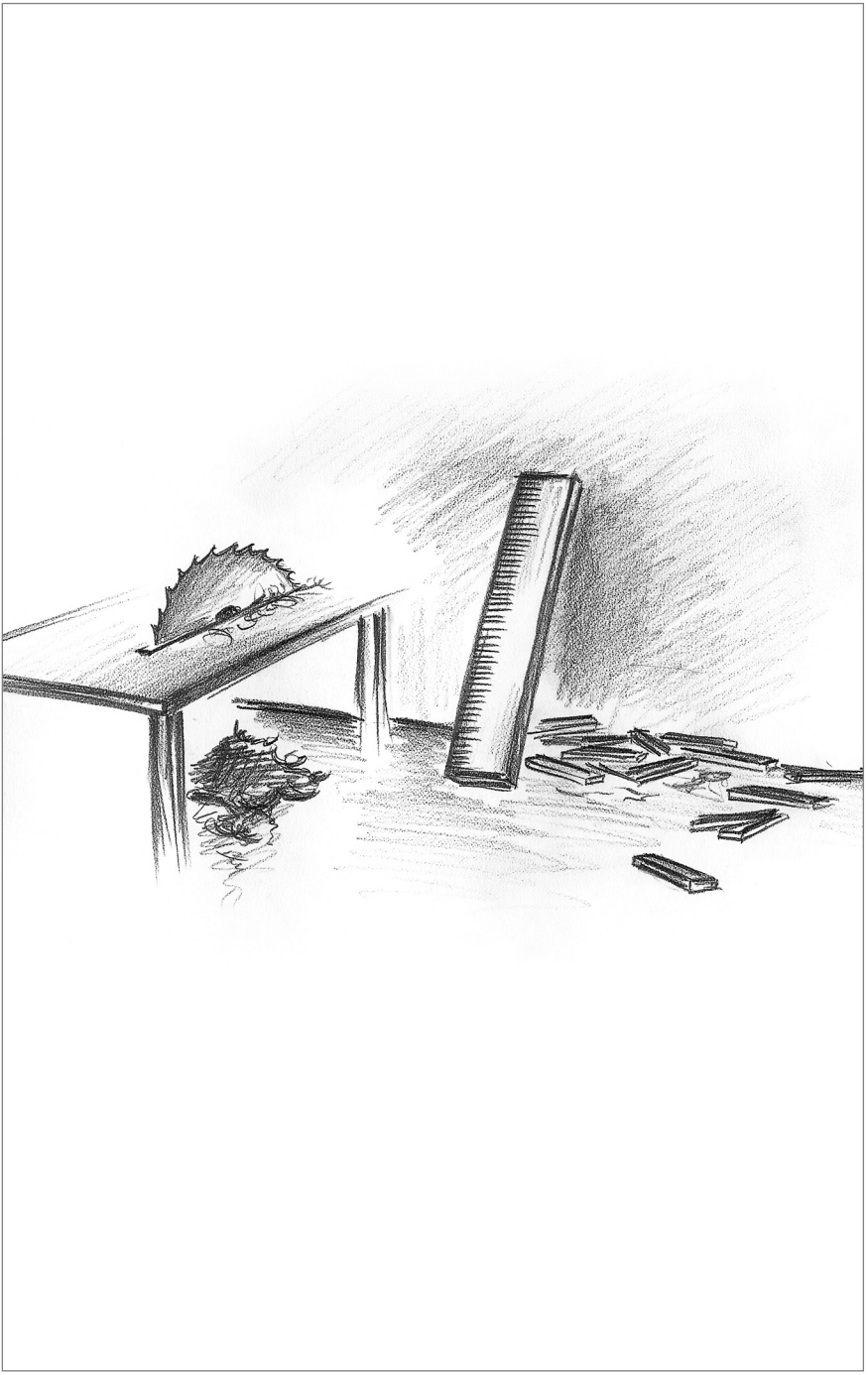
Die große Enttäuschung

1947 war in den großen russischen Zeitungen (Pravda und Istvestia) zu lesen, dass bis Ende des Jahres 1948 der letzte deutsche Kriegsgefangene entlassen sein würde. Das war natürlich für uns ein Hoffnungsstrahl mit einem gesetzten Ziel, anders als bei den antifaschistischen Propagandisten mit ihrem „skoro damoi“ (bald nach Hause), das die Gefangenen wegen der Dehnbarkeit „Gummi-skoro“ nannten. Da war nun am Horizont ein Fünkchen Hoffnung auf Heimkehr. Stimmung und Arbeitsmoral wuchsen demzufolge zusehends.

Da ich in einer Bautischlerei arbeitete, ließ ich Anfang September ein langes Brett aushobeln, auf dem ich im Dreizentimeter-Abstand die letzten hundert Tage des Jahres 1948 einzeichnete. Jeden Tag nach Arbeitsschluss (17.00 Uhr) versammelte sich die in der Tischlerei arbeitende Gefangengruppe an der Kreissäge, und es wurde jedesmal ein Tag abgeschnitten. Das ging so bis kurz vor Weihnachten 1948.

Da bis dahin aber kein Heimkehrertransport erfolgt war und auch bis Jahresende keiner mehr in Aussicht stand, warfen wir das restliche Brett verzweifelt in die Ecke.

Das waren für die Moral die schlimmsten Weihnachten in der ganzen Gefangenschaft. Das letzte Fünkchen Hoffnung war erloschen. ❄



RUDI WEIT/ERWIN MAGER

Das Wunder des 24. Dezember

Kriegsgefangenschaft in Sibirien 1944

Draußen um die Baracke pfiff und jaulte ein eisiger Wind, der aus der nahen sibirischen Steppe hineintrieb und nur ab und zu von unheimlichen Fetzen klagenden Geheuls der hungrigen Wölfe, die um das Lager herumstrichen, übertönt wurde.

35 bis 40 Grad unter Null! Darum fühlten wir uns geradezu geborgen in der riesigen Baracke, die sich durch unsere eigenen Körper mit „Wärme" angereichert hatte, und so einigermaßen erträgliche Temperatur und so einen aushaltbaren Aufenthalt ergaben.

Geborgenheit – kannten wir sie noch? Waren wir innerlich nicht allzusehr aufgewühlt, um solches überhaupt noch zu spüren?

Besonders am heutigen Tag, dem Heiligen Abend, hofften wir, dass man uns bei dieser klirrenden Kälte in der Baracke ließe, zumal es Wochenende war. Doch leider weit gefehlt. Ganz plötzlich forderte der wachhabende Offizier uns auf: „Heraustreten, schnell, schnell!".

Wir versammelten uns hinter dem riesigen und streng bewachten Lagertor. Der Natschalnik-Konvoi, ein kirgisischer Postenführer, zählte uns mühsam und mürrisch, bis es hieß „Choroscho, daway", was übersetzt hieß: „Alles in Ordnung – Abmarsch".

Die klirrende Kälte ließ die Haut bald erstarren, und wenn man sich nicht gegenseitig kontrollierte, ob weiße Flecken im Gesicht entstehen, um sie sofort mit Schnee einzureiben, war schnell ein irreparabler Schaden im Gesicht geschehen.

Wohin es gehen sollte, wussten wir nicht. Bald kamen wir an eine improvisierte Baustelle. Dort standen einige Waggons, die wir mit Bauschutt zu beladen hatten. „Naraboti, daway, daway“, quengelte der Natschalnik und wir schleppten uns zur angewiesenen Arbeit. Unsere ausgemergelten Körper taten sich schwer, in der eisigen Kälte, während der Kirgise schnell ein Feuerchen entzündete und sich eine Machorka drehte. Seine Flinte hielt er sicher in der Hand, und seine listig dreinschauenden Augen spähten ständig der Sperrzone entlang, dass sich ja keiner dem gespannten Draht näherte. Er hätte zielsicher das Feuer auf ihn eröffnet.

Etwa eine halbe Stunde war vergangen, uns schien sie eine Ewigkeit. Auch dem Kirgisen gefiel die ihm zugewiesene Aufgabe nicht. Immer wieder sagte er „daway, daway“, eine der ersten Floskeln, die wir auf Russisch gelernt hatten. Er deutete an, dass wir mach vollendeter Arbeit wieder ins Lager dürfen. „Skoro na barak“, ermunterte er uns. Wir rissen uns mit letzter Kraft nochmals zusammen, auch wenn der Magen vor Hunger schmerzte.

Und da geschah es. Während wir gerade mühsam einige schwere Felsbrocken auf den Waggon wuchteten, sahen einige von uns hinter dem nächsten Schutthaufen ein altes abgehärmtes Mütterlein stehen, in dessen Antlitz der grausame Krieg nur allzu deutlich seine Spuren eingeritzt hatte. Es winkte uns zu, indem es immer wieder auf ein unordentlich eingewickeltes „Etwas“ hinwies. Sie wollte es uns zukommen lassen. Vermutlich wusste sie, dass für uns heute Heiligabend war. In dem atheistischen Russland gab es ja so etwas nicht mehr.

Niemand von uns konnte sich näher aus der Sperrzone heranwagen, wollte er nicht mir seinem Leben spielen. Auch das Mütterlein durfte sich keinesfalls erwischen lassen. So war guter Rat teuer. Die ältere Frau verschwand immer wieder hinter dem Schutthaufen, wenn sie befürchten musste, vom Posten erblickt und erwischt zu werden. Es wäre schlimm für sie geworden, in der damaligen Zeit.

Als sie sich einen Augenblick sicher fühlte, huschte sie von dem Haufen vor und legte hastig das Päckchen in unsere Nähe. Sie war dann endgültig

verschwunden, als hätte sie die tiefgefrorene Erde verschlungen. Wir atmeten auf, doch wie kamen wir an das „Etwas“ heran?

Unser Posten aber hatte die Frau längst gesehen und auch beobachtet, dass sie ein Päckchen abgelegt hatte. Als er sich uns zuwandte und wir uns bewusst ganz eifrig in die Arbeit stürzten, um jeden Verdacht abzuwenden, rief er uns zu: „Daway, idi“(was heißt, schnell, hole es). Man war sich nicht sicher, ob er damit meinte, dass einer von uns das „Etwas“ holen sollte. Schon einmal hatten wir einen Kameraden wegen eines Stückchens Papier in der Sperrzone verloren. Keiner wollte es riskieren.

Dann legte der Posten, wie von ungefähr, seine Flinte auf die Seite, als Zeichen, dass er nicht schießen werde, und wieder rief er uns zu: „Daway beri“ (also, schnell, hole es). Das war eindeutig, und einer von uns rannte an die betreffende Stelle und nahm das „Etwas“ an sich. Während er so rannte, hörten einige seine Worte „beri kushai“, was bedeuten soll, dass wir den Inhalt des Päckchens aufessen sollten. „Prasdnik vasche prasdnik“, damit gab er uns zu verstehen, dass er wusste, dass heute unser höchster Feiertag war, an den wir selber nicht mehr so recht glauben wollten.

Wir teilten uns brüderlich das Stückchen Brot, das sich das liebe Mütterlein ganz sicher vom eigenen Mund abgespart hatte. Saures, klebriges Brot, das uns aber besser schmeckte als das herrlichste Weihnachtsgebäck zu Hause!

Mit Worten konnten wir dem Mütterlein und dem menschlichen Wachpostenführer nicht danken. Dazu waren die damals noch bestehenden Schranken unüberwindlich. Wir taten es aber doch noch, indem wir das, was an diesem Tag deutlich geworden war, als unvergängliche Erinnerung in uns aufnahmen. Es gibt überall gute Menschen, und keine Schranken der Welt können solche Gutherzigkeit aufhalten.

Ob wir das, was an jenem Heiligen Abend geschehen ist, ein Wunder nennen dürfen? Wir meinen: Ja. ❄

WALTHER ZEITLER

Gefangenen-Weihnacht

Es war wieder grimmig kalt, wir schätzten 25 Grad unter Null. Es war der 24. Dezember 1945. Heiliger Abend in Russland, ein Tag wie jeder andere. Ich war mit über 2 000 Kriegsgefangenen im Lager Pskow (Pleskau), und hier feierte man Weihnachten nach dem Kalender der russisch-orthodoxen Kirche erst am 6. Januar – wenn überhaupt.

Mein Kommando, das als letztes ausmarschierte, bekam noch 20 Leichtkranke mit, welche die Lagerärztin nicht mehr krank schreiben konnte. Ihre genehmigte Krankenzahl war bereits voll.

So zogen wir los, um die ganze Stadt, Richtung Nordbahnhof. Unser Auftrag war: Zement entladen, jeweils vier Mann einen 50-Tonnen-Waggon Zement in loser Schüttung. Es wurde wenig gesprochen bei der Arbeit. Jeder hatte

seine Gedanken zu Hause. Dann war es auch beißend kalt, und die Arbeit erforderte die ganze Kraft. So arbeiteten wir mit einer halben Stunde Pause, in der wir unsere kalte, dünne Mittagssuppe löffelten oder tranken, bis zum Abend.

Langsam marschierten wir zurück ins Lager, öfter auf einen mit Durchfall geplagten Kameraden wartend. Der Gedanke, jetzt wieder Ruhe für einige Stunden zu haben, hielt uns aufrecht, und die Hoffnung auf ein Stück „Chleb“, das feuchte russische Kastenbrot, trieb uns vorwärts. Einer erzählte, wieviel Gansbraten und Knödel er früher an Weihnachten gegessen hatte. Aber es wirkte wie Hohn, und so hörte er wieder auf.

Im Lager holte ich mein zweites Hemd hervor, welches ich „erst“ vier Wochen getragen hatte. Es war wie neu gegenüber meinem schon seit sechs Wochen getragenen und vom Zementstaub dunkelgrau gefärbten. Vorher ging es nochmals ins Freie. Dort wuschen wir uns den Zementstaub von Gesicht, Hals und Händen – ohne Wasser, ohne Seife, nur mit Schnee. Die Brunnen waren zugefroren, und das angefahrene Wasser durfte nur in der Küche verwendet werden. Dann löffelte ich die dünne Abendsuppe, bestehend aus kleinen Trockenfischen, geriebenen Kartoffeln und – als Hauptbestandteil – Wasser, knackte im Schein einer selbstgefertigten Benzinlampe einige Läuse und Flöhe, die sich in der Wärme bemerkbar machten. Da kam die Nachricht, es sei kein Brot gekommen, solle aber später noch eintreffen. Die Bäckerei habe einen Ofendefekt. Die meisten Kameraden fielen jetzt auf ihre Pritschen – für sie hatte der Tag keine Bedeutung mehr.

Gegen acht Uhr abends begann im Vorraum der Entlausungsanstalt die Weihnachtsfeier. Ein Christbaum, mit Watte und Papiersternen geschmückt, stand im Raum, ein Kamerad spielte auf einer Violine das Largo von Händel. Bei dem dünnen, getragenen Klang wurde es still. Die Sehnsucht nach Daheim war drückend, fast körperlich empfindbar. Mancher wischte sich die Tränen aus den Augen. Ein Kamerad sprach, ein Geistlicher: Vom Fest des Friedens, vom Kind in der Krippe, das wie wir arm war, von unseren Lieben, von denen wir nichts wussten, vom Gottvertrauen. Die Blicke waren entrückt, glänzten glasig vor Sehnsucht, Kälte und Hunger. Die Ansprache war zu Ende. Von

draußen hörte man das Bellen der Wachhunde, das Rufen der Posten. Einer sprach ein selbstverfasstes Gedicht, doch längst waren unsere Gedanken weit fort. Einige kleine Kerzchen waren angezündet worden, wer weiß, woher sie stammten.

Da setzte wieder die Violine ein: „Stille Nacht, heilige Nacht …“. Mit rauen, ergriffenen Stimmen sangen wir, aber es würgte uns in der Kehle. Leise gingen wir ins Freie. Mein Kamerad hatte mich in den Arm genommen. Doch was war das? Wir blieben wie angewurzelt stehen. Der Himmel war im Norden stahlblau von vibrierenden Strahlen überzogen, hoch hinauf bis zum Zenit. Wie von einem unsichtbaren Scheinwerfer jenseits des Horizonts war alles überstrahlt von einem herrlichen Nordlicht. Sein kaltes, überirdisches Gefunkel ließ uns frösteln. Und doch: Es war ein Licht in dieser Heiligen Nacht, ein Strahlen aus dem Unbekannten, das uns Mut gab. Wir waren plötzlich voller Hoffnung und Zuversicht.

Inzwischen war Brot gekommen, dampfend heiß, 200 Gramm für den Mann. Am anderen Tag gingen wir wieder Zement entladen. ❄

KAPITEL IV

Weihnachten in der Nachkriegszeit

Es kommt ein Schiff, geladen

Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an den höchsten Bord,
Trägt Gottes Sohn voll Gnaden,
Des Vaters ewig's Wort.

(2) Das Schiff geht still im Triebe,
Trägt eine teure Last;
Das Segel ist die Liebe,
Der Heilig Geist der Mast.

(3) Der Anker haft' auf Erden
Da ist das Schiff am Land.
Das Wort soll Fleisch uns werden,
Der Sohn ist uns gesandt.

(4) Zu Bethlehem geboren
Im Stall ein Kindelein,
Gibt sich für uns verloren;
Gelobet muss es sein.

(5) Und wer dies Kind mit Freuden
Umfangen, küssen will,
Muss vorher mit ihm leiden
Groß Pein und Marter viel.

(6) Danach mit ihm auch sterben
Und geistlich aufersteh'n,
Das Leben zu ererben,
Wie an ihm ist gescheh'n.

Heller Stern in der dunklen Nacht

Heller Stern in der dunklen Nacht,
zeig allen Menschen den Weg zur Krippe.
Heller Stern in der dunklen Nacht,
Gott hat Licht in die Welt gebracht.

(1) Menschen hoffen von Anbeginn,
hoffen trotz aller Dunkelheiten,
Menschen fragen nach Heil und Sinn,
finden Antwort in Bethlehem.

(2) Menschen suchen von Anbeginn,
suchen trotz aller Sicherheiten,
Menschen fragen nach Ziel und Sinn,
finden Antwort in Bethlehem.

(3) Menschen lieben von Anbeginn,
lieben trotz aller Traurigkeiten,
Menschen fragen nach Glück und Sinn,
finden Antwort in Bethlehem.

GILDA BAUER

Meine Krippe Weihnachten 1945

Anfang Juli 1945 war ich, Jahrgang 1929, aus dem für Deutsche eingerichteten und bald berüchtigten Gefängnis in der vormaligen Post in Nesselsdorf in die Walachischen Berge verbracht worden. Unweit befindet sich heute der vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge eingerichtete Soldatenfriedhof von Walachisch Meseritz (Valasske Mezirici).

Ich sollte auf einem Bauernhof Zwangsarbeit leisten. Der Bauer des Hofes hatte im Krieg Partisanen beherbergt, war aber von Dorfbewohnern verraten worden. In dieser Gegend lebten nur Tschechen! Auf der Flucht vor der deutschen Polizei wurde er dann erschossen. Seine Frau kam als Mitwisserin ins Gefängnis. Diese Ausgangsposition war zweifellos für ein deutsches Mädchen 1945 denkbar schlecht.

Meine Aufgabe war unter anderem, nach dem frühen Melken der fünf Kühe und einer Ziege den Stall auszumisten, den Mist abzufahren und mit den Tieren und zwei Schafen auf die Weide gehen. Mit dabei waren immer die beiden Mischlingshunde, die mir sehr zugetan waren. Wie kalt waren doch diese frühen Morgenstunden in meiner dürftigen Kleidung, barfuß, später in löchrigen Soldatenstiefeln, die ich auf dem Dachboden gefunden hatte. Sie boten zum Glück genügend Platz, um sie mit Heu auszufüttern. Eine freundliche Tschechin hatte mir ein Kopftuch geschenkt, weil sie meinen geschorenen Kopf nicht mehr ansehen wollte.

Weidezäune gab es nicht, man musste beim Weiden immer aufpassen, dass die Tiere nicht davon liefen. Aber anfangs waren alle mit Fressen beschäftigt, und ich versuchte mich im Gras etwas auszuruhen. Da dauerte es nicht lange und die beiden Hunde kamen und kuschelten sich vorne an mich und bald kam – hätte ich es nicht erlebt, ich würde es nicht glauben – die Ziege, und rums, legte sie sich genau an meinen Rücken. Hatte sie etwa gefühlt, wie kalt es mir war?

Die Monate vergingen und Weihnachten kam heran. Ich konnte nicht mehr bei starkem Frost auf dem Dachboden auf dem Strohsack schlafen, aber wo sonst? Im einzigen Zimmer schlief meine „Herrin“ mit ihren zwei Kindern. In all den Monaten meiner Anwesenheit durfte ich diesen Raum nicht betreten. Dann war da noch der Wirtshaussaal, denn beim Hof befand sich eine Gastwirtschaft, aber der war eisigkalt und zugig und lohnte sich nicht zu heizen für die paar Männer, die abends auf ein Bier kamen. Also auf dem Sofa in der Küche. Na toll, welch ein Fortschritt! – könnte man denken. Nur, während ich darauf schlafen sollte, saßen vornedran und um den ganzen Tisch herum, der vor dem Sofa stand, die Männer, einige davon ehemalige Partisanen, bei Bier und Schnaps. Dass die unter solchen Umständen die Finger nicht bei sich halten konnten, würde ich noch nicht einmal als „volkstypisch“ bezeichnen.

Und so war es auch am Heiligen Abend. Das Bier, der Schnaps flossen reichlicher als sonst und die Zudringlichkeiten waren entsprechend. Verzweifelt nahm ich meine Decke und schlich nach draußen, aber wohin?

Der Schnee lag hoch und es war bitterkalt. Da hörte ich aus dem Stall ein leises Muhen – und ich wusste wohin. Vorsichtig, dass mich keiner sah, öffnete ich die Stalltür und schlüpfte hinein. Malina, die Leitkuh, begrüßte mich mit einem freundlichen Muhen, die anderen stimmten bedächtig ein und die Schafe blökten kurz erstaunt. Ich nahm im Dunkeln ein Bündel Stroh und legte es bei der Ziege in die Futterkrippe, legte mich darauf und deckte mich zu.

Da dauerte es nicht lange und die beiden Hunde sprangen zu mir hoch und kuschelten sich an mich. Die Ziege beschnupperte sanft mein Gesicht und leckte meine salzigen Tränen. Bald aber schliefen wir alle tief und fest.

So wurde auch mir eine Krippe zur Zuflucht, in dieser Heiligen Nacht 1945. ❄

MECHTHILD NAGEL

Das erste Weihnachtsfest nach dem Krieg

1945 kehrte ich aus dem Kriegseinsatz in meine Heimatstadt Rendsburg in Schleswig-Holstein zurück. Ich diente als RAD-Flakhelferin (Reichsarbeitsdienst) in Hannover und Greifswald. In Hannover waren 70 Kameradinnen einem gezielten Bombenangriff zum Opfer gefallen. Dieses grauenvolle Erlebnis werde ich nie vergessen.

Aber nun war ich bei meiner Mutter und unser Häuschen war unversehrt geblieben. Bevor ich zu meiner Weihnachtsgeschichte komme, möchte ich noch einiges erzählen: Das kleine Haus war voller Menschen, Flüchtlinge aus dem Osten, keine Zwangszuweisungen, nein, meine Mutter nahm alle auf, die in Not waren. Sie selbst schlief auf einem alten Sofa unter der Dachschräge.

Viele Namen und Gesichter habe ich vergessen, es war ein Kommen und Gehen. Ich weiß aber, dass eine Mutter mit ihrem kleinen Kind bei uns wohnte, ebenfalls ein netter Herr M. mittleren Alters, und in der Werkstatt meines verstorbenen Vaters hatten wir einen älteren Opernsänger untergebracht.

Ich habe das Ausmaß der Not der Heimatvertriebenen damals nicht in seiner ganzen Tragweite erfasst. Ich war zu Hause, die Mitbewohner waren nett, manchmal sogar fröhlich, und meine Mutter hielt alles zusammen mit ihrem Humor und ihrer Güte.

In der Küche kochten wir abwechselnd auf der „Kochhexe“. Wir sammelten Holz, standen beim Schlachter an, um eine Kanne Brühe zu bekommen, nähten Kleider aus Gardinen, Mäntel aus Decken und pflückten

Schafwolle von den Zäunen. Wir aßen oft Brotsuppe, und manchmal stand am Sonntag eine Kaffeetorte auf dem Tisch, gebacken aus Mehl, Magermilch und Kaffee-Ersatz.

In meinem Schulkochbuch gab es einige wohlschmeckende „Kriegsrezepte“, dazu fehlten aber die Zutaten. Das Fallobst aus unserem Garten verarbeiteten wir gemeinsam zu Apfelringen, die wir zum Trocknen auf eine Leine zogen. Es war beim schwachen Schein der Haushaltskerzen fast gemütlich.

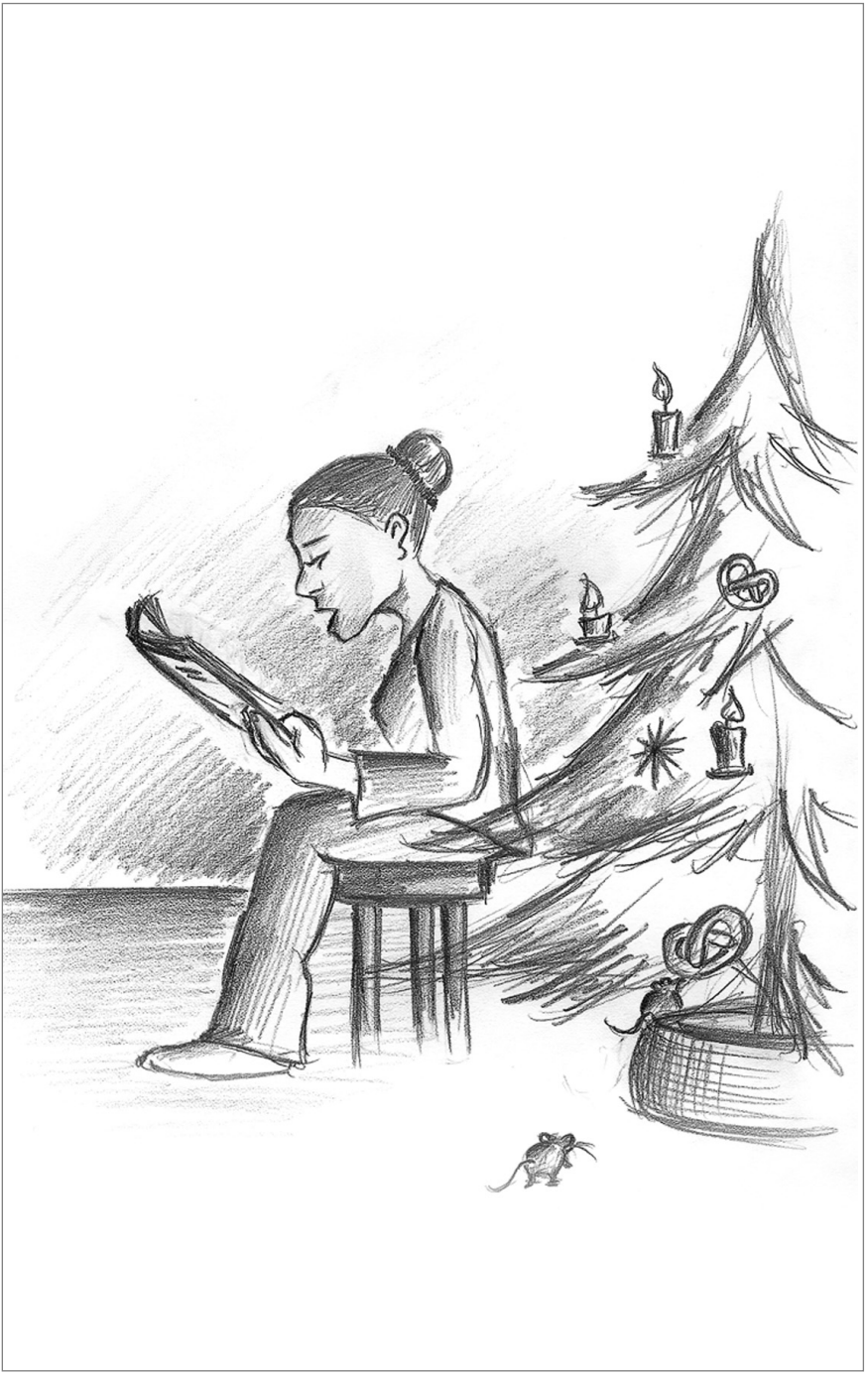
Einige der Flüchtlinge fanden Angehörige und verließen uns. Unser Nachbar schnitzte Holzlöffel und Wäscheklammern und baute Stahlhelme um zu Sieben und Kochtöpfen. Wer geschickt war, konnte aus Binsen Hausschuhe flechten und aus aufgeräufelten Baumwolldecken Kniestrümpfe stricken. Ich bastelte Holzspielzeug, da meine Mutter eine lange Zeit keinen Rente bekam. Auch Puppenköpfe schnitzte ich, und meine Mutter und die Flüchtlingsfrauen nähten Körper und Kleider für die Puppen. Dafür bekam ich etwas Geld oder Eier und einen Topf Milch.

Unsere alte geliebte Kaffeemühle brachte ich in die „Tauschzentrale“ und erhielt dafür Sägeblätter, die ich dringend für meine Werkarbeit benötigte.

Im Nachbardorf Westerrönfeld gründeten wir bald eine Gymnastik- und Volkstanzgruppe. Wir jungen Menschen brauchten Frohsinn und Beschäftigung in der Gemeinschaft. In unserer Sportgruppe fanden nun Flüchtlinge und Einheimische zusammen. Es entstanden Freundschaften, die heute noch Gültigkeit haben. Nach den Zusammenkünften, es gab auch einen Singkreis, schlichen wir gebückt über die Heide. Die Besatzer hatten Sperrstunde verhängt.

Beim Kanalmeister durfte ich ab und zu, ebenfalls gebückt, einen Handwagen voll Kohlen abholen. Das war ein wunderbares Geschenk für uns alle.

Inzwischen wohnte eine Familie mit einem kleinen Jungen bei uns. Er freute sich, wenn ich mit ihm spielte, ihm Märchen vorlas oder ihn auf dem



Schlitten über die Heide zog. Am meisten aber liebte er meine Mutter. „Frau Gottsen“ nannte er sie. Da wir oben im Haus wohnten, so wie der liebe Gott im Himmel, und sie sich gern mit ihm beschäftigte und ihm ab und zu etwas zusteckte, einen Apfel oder einen Keks, war sie für ihn die Frau vom lieben Gott.

Die Weihnachtszeit kam nun heran. Es herrschte bittere Kälte, kaum Brennmaterial war im Haus, unsere Pumpe eingefroren, und an den Fenstern blühten Eisblumen, die heute wohl kein Kind mehr kennt. Heimlich schleppten wir aus dem „Wilden Moor“ einen Tannenbaum herbei und stellten ihn in das einzige warme Zimmer. Dort wollten alle am Weihnachtsabend zusammenkommen. Ich bastelte Strohsterne und buk Kringel, Brezel und andere Figuren aus Wasserteig für den Baum. Jeder trug etwas bei zum Fest: Der nette Herr M. war lange mit dem Rad hinter einem Rübenwagen hergefahren, bis endlich eine Rübe herunterfiel, die er meiner Mutter feierlich überreichte. Der Nachbar brachte zwei seiner geschnitzten Löffel, unser Milchmann füllte etwas mehr Milch in die Kanne, die Kaufmannsfrau spendete ein Stück Einheitsseife, und unser Apotheker steckte meiner Mutter „Formamint-Tabletten“ zu. Die waren eigentlich gegen Halzschmerzen gedacht, wurden von uns aber gern als süße Lutschbonbons verzehrt.

Ich hatte Glück und entdeckte in einer Buchhandlung „Andersens Märchen“. Nun war es soweit! Der Baum stand in einem alten Wagenrad, geschmückt mit den Strohsternen, dem braunen Gebäck, Kerzenresten aus vergangenen Jahren und den Märchenfiguren, die wir im Krieg für das Winterhilfswerk verkauft hatten. So wirkte unser Weihnachtsbaum in seiner Schlichtheit feierlich und schön.

Das kleine Zimmer füllte sich langsam. Alle Hausbewohner waren erschienen, um gemeinsam das erste Weihnachten im Frieden zu feiern. Ein seltsames Gefühl: Dankbarkeit, wieder zu Hause zu sein, mit den Heimatvertriebenen zu fühlen und Sehnsucht zu spüren nach Licht und Freude.

Plötzlich ein Klopfen an der Tür! Ich öffnete. Ein junger Soldat trat ins Haus, der Sohn des Herrn M. – er kam aus einem Internierungslager. Nun

war er in unserem Kreis, und das war eine große Weihnachtsfreude. Wir fassten uns an den Händen, sangen die alten Lieder und konnten die Tränen nicht zurückhalten.

Dann fand meine Mutter ein paar aufmunternde Worte und bat zu Tisch. Was wir gegessen und getrunken haben, weiß ich nicht mehr, die geschenkte Rübe war aber sicher dabei.

Die Stühle reichten nicht, und so holten wir Wehrmachtshocker aus der Küche. Soldaten einer Sperrballonstellung hatten sie uns bei Kriegsende geschenkt. Ich hatte sie leuchtend rot angestrichen, und mit ihrer Farbe verschönten sie das Weihnachtszimmer.

Nach dem Essen nahm ich mein neues Märchenbuch und las „Die Geschichte vom Tannenbaum“. Am Abend, als meine Mutter und ich ins Bett gehen wollten, hockten zwei Feldmäuschen im Baum und freuten sich über die Wasserkringel. Die schlimme Kälte hatte sie ins Haus getrieben.

Dieser Weihnachtsabend im Jahr 1945 bleibt unvergessen. Kurz und bescheiden war das Fest, aber dennoch spürte man Hoffnung, Zuversicht und Liebe. Ich wollte, ich könnte meiner Mutter noch einmal „danke“ sagen. ❄

BRIGITTE LAMBERT

Unser Weihnachten und Silvester 1945

Es war im Dezember 1945 in der Oberpfalz. Meine Mutter und wir vier Geschwister, ich war mit zwölf Jahren die Älteste, waren nach einer nicht einfachen Flucht aus Oberschlesien über das Sudetenland auf einigen Umwegen in Bayern gelandet. Seit einigen Monaten waren wir wieder mit unserem Vater vereint. Er war kurz vor Kriegsende, trotz seiner 53 Jahre, noch zum Volkssturm eingezogen worden und deshalb nicht mit uns vor der herannahenden Front geflüchtet. Allerdings wurde er nach einer kurzen Episode als Volkssturmmann aus der Dienstpflicht entlassen, als er sich wegen einer Ungeschicklichkeit leicht verletzte.

Er war Lehrer und nie sehr sportlich gewesen, da waren ihm die verlangten soldatischen Aktivitäten wohl nicht leicht gefallen. Irgendwie hatte ihn noch in der Heimat unsere Mitteilung erreicht, wo wir nach unserer Flucht eine Unterkunft zugewiesen bekommen hatten; und er war uns dann auf abenteuerlichen Wegen gefolgt und hatte uns tatsächlich auch gefunden.

Wir wohnten in zwei kleinen Stuben, von denen nur die eine, die als Wohnküche benutzt wurde, mit einem holzgefeuerten Küchenherd beheizt werden konnte. Für uns sechs gab es insgesamt drei Schlafgelegenheiten, nämlich eine Couch in der Wohnküche, auf der mein Vater und mein Bruder schliefen, und die beiden Betten, die meine Mutter und wir drei Schwestern uns im Schlafzimmer teilten. Im Schlafzimmer schlug sich in diesem bitterkalten Winter die Feuchtigkeit unseres Atems als Eisschicht nieder. Wir Kinder bewunderten manchmal die glitzernden Eisblumen auf dem Fenster und an den Wänden, auch wenn wir dabei vor Kälte zitterten.

Weihnachten und das Ende dieses schlimmen Jahres kamen herbei. Zu essen gab es nicht viel. An Geschenke wie etwa neue Kleidungsstücke oder gar Spielzeug für uns Kinder war natürlich nicht zu denken.

Mein Vater hatte aus dem Wald einen kleinen Weihnachtsbaum „besorgt“, der mit aus Papier ausgeschnittenen Sternen geschmückt war, und meine Mutter hatte aus zusammengebetteltem Mehl und selbst eingekochtem Zuckerrübensirup „Pfefferkuchen“ gebacken.

Irgendwann zwischen den Jahren polterte es eines Nachmittags auf der schmalen Stiege, die zu unseren Kammern hinaufführte, und es erschien zu unser aller großer Überraschung der Schwager meiner Eltern, der sich als ehemaliger Offizier von der zusammengebrochenen Ostfront irgendwie zu uns durchgeschlagen hatte. Ich weiß nicht, auf welch wundersamen Wegen er wohl unsere Anschrift erfahren hatte. Er konnte es noch immer nicht fassen, dass er das Jahresende in relativer Sicherheit bei seinen Verwandten verbringen würde, nachdem er auf der Flucht bereits mit dem

Leben abgeschlossen hatte, als er zusammen mit einer Gruppe deutscher Soldaten durch fremdes Militär erschossen werden sollte. Ein Tscheche hatte ihn gerettet, indem er ihn vom Rand der für die zu Erschießenden ausgehobenen Grube in diese hineingestoßen und ihn in gebrochenem Deutsch angeherrscht hatte: „Du abhauen“, so dass er, für das Erschießungspeloton nicht sichtbar, weglaufen konnte.

Während seines Aufenthalts bei uns, der immerhin einige Monate währte, konnten wir ihm als Schlafplatz nur eine auf den Küchenboden gelegte Matratze anbieten.

Unsere Silvester-„Feier“ war natürlich auch nicht sehr üppig. Ich sehe es noch vor mir, wie mein Vater und unser Onkel auf der schäbigen Couch sitzen, jeder einen Teelöffel Zucker in der Hand, auf den sie aus einem kleinen Fläschchen Hoffmannstropfen verteilen, um sich dann Bescheid zu tun mit „Prosit Neujahr, Josef“ und „Prosit Neujahr, Edmund, auf ein gutes Jahr 1946, schlimmer kann es ja wohl nicht mehr kommen“. ❄

FRYDERYK TEGLER

Weihnachten fällt nicht aus

Mit fünf Jahren erlebte ich erstmals die Vorweihnachtszeit ganz bewusst mit all ihrem Zauber und Geheimnis. Wir Kinder konnten in der Zeit 1944–46 wahrlich keine großartigen Geschenke erwarten oder mit üppigen Festlichkeiten rechnen. Es waren vielmehr die kleinen Dinge, die uns mit Vorfreude erfüllten. Wir dachten an den Baum und seinen Schmuck, an die Lichter und ihren Glanz, an die Stube und ihren weihnachtlichen Duft. Mit allen Sinnen warteten wir auf das große Fest und die vielen kleinen Dinge, die es zu sehen und zu schmecken, zu fühlen und zu erleben gab. Für unsere Mutter war diese wunderbare Zeit der Lichter und Geheimnisse von dunklen Schatten und tiefem Bangen überdeckt. Noch immer hatte sie keine Nachricht von unserem Vater und dem ältesten Bruder. Die Hoffnung, dass sie noch lebten und aus der Gefangenschaft nach Hause kämen, musste immer wieder gegen Angst und Sorge um ihr Wohlergehen kämpfen.

Es wurde Heiligabend. Die Spannung in den Kinderherzen erreichte ihren Höhepunkt. Aufgeregt rannten wir durch die Wohnung. Da kam zu uns durch den hohen Schnee der Postbote und brachte einige Briefe. Mutter setzte sich an den Tisch und begann zu lesen. Wir sprangen davon, lachten und sangen, tobten und balgten. Als wir wieder in die Küche kamen, blieben wir erschrocken stehen und verstummten. Mutter saß über einen Brief gebeugt, der in ihren Händen zitterte, und weinte. Die Tränen liefen auf den Brief hinab und tropften auf den Boden. Eine Erklärung gab es nicht …

Der Vater ist nie mehr zu uns nach Masuren, nach Hause, gekommen und meinen ältesten Bruder haben wir erst 40 Jahre später wiedergefunden. Aber das hat unsere Mutter nicht mehr erlebt. Obwohl das ganze Ausmaß der Schreckenszeit des Krieges und der Nachkriegszeit nicht in unsere Kinderherzen eindringen konnte, spürten wir, dass etwas zerbrach, zusammenstürzte und abriss. Wir drückten uns an die Mutter. Traurigkeit erfüllte den

Raum. Die Tränen vermischten sich. Lange fanden wir keine Worte. Es war totenstill.

Mitten hinein in die stumme Verzweifelung drang meine kindliche Frage: „Mutti, fällt Weihnachten jetzt aus?“ Meine Mutter stutzte, gab sich einen Ruck, nahm uns Kinder in den Arm und sagte: „Nein, jetzt feiern wir erst recht Weihnachten!“ Und dann begann meine Mutter, ihre Traurigkeit und ihr Leid damit zu bewältigen, dass sie uns Kindern die Weihnachtstage gestaltete.

Aus heutiger Sicht waren das arme Feiern, aber damals sehr schöne. ❄

HELGA SCHUSTER

Ein Weihnachten, das ich bis heute nicht vergessen habe

Es war im Jahr 1945, ich war sechs Jahre alt, wir waren Flüchtlinge, hatten unsere Heimat und alles verloren. Du musst dir das so vorstellen: Ein Bote von der Gemeinde geht in alle Häuser und sagt, schnell, packt das Nötigste zusammen, es kommen Feinde, ihr müsst flüchten. Pferdewagen stehen bereit. Es war Februar und kalt. Heute würde keiner mehr mit einem Pferdewagen die Flucht ergreifen.

In Wanzer, einem kleinen Dorf in der Altmark, viele 100 Kilometer von zu Hause entfernt, hatten wir eine kleine Wohnung bekommen, meine Eltern, meine Großmutter und ich. Zwei ältere Brüder waren noch kurz zuvor eingezogen worden. Das heißt, sie mussten Soldat werden. Es war ja Krieg.

Heiligabend 1945 – fast ein Jahr in der Fremde. Ein winziger Baum wurde in eine Futterrübe gesteckt, diese diente als Weihnachtsbaumständer. Die Zweige wurden mit Watteflöckchen geschmückt, als Lichterglanz diente ein „Kienspan“, ein harzhaltiges dünnes Stückchen Holz, das ebenfalls in eine Rübe gesteckt wurde. Flackernd und knisternd verbreitete dieser Kienspan eine wohlige, doch wehmütige Weihnachtsstimmung.

Ich lag mit starker Erkältung im Bett – an den Wänden schillerte frostige Kälte. Es klopfte, und herein kam der „Weihnachtsmann“ mit Kopftuch und Watte im Gesicht. Es war die Nachbarin, die mir ein Pfefferkuchenherz schenkte. Ich weiß heute noch, wie groß es war, wie es roch und wie es schmeckte. Es war ein Weihnachten, das ich bis heute nicht vergessen habe. Es wurde von den Brüdern gesprochen,

geweint, gebetet und gehofft, dass sie gesund wieder kommen mögen. Leider haben wir den ältesten Bruder nie wieder gesehen.

Ein Weihnachtsfest – vielleicht nicht das Schönste, aber ein unvergessenes. ❄

HELGA SCHNEIDER

Ein Licht im Dunkeln

Weihnachten 1945 in Königsberg

Weihnachten 1945 stand vor der Tür: Das traurigste Fest meines Lebens. Ich war 16 Jahre alt, und vor vier Wochen war meine Mutter nach Typhus und anderen Krankheiten durch Mangel und Not in Königsberg verhungert. So war ich alleine von der Familie übrig geblieben und fristete mein erbärmliches Dasein mit vielen anderen im Internierungslager. Jeden Morgen um 7.00 Uhr mussten alle arbeitsfähigen Menschen vor der Kommandantur erscheinen, wurden zu Arbeitsbrigaden zusammengestellt und meist auf Lastwagen zu einer Tätigkeit verfrachtet. Vor Kummer und Hunger fast um den Verstand gebracht, ging ich stoisch der Arbeit nach.

In den Tagen vor Weihnachten gehörte ich zu einer Kolonne, die in einer Sauerkrautfabrik eingesetzt war. Es war bitterkalt und die Hände froren besonders, weil ich ständig im kalten Wasser hantieren musste. In den Ruhepausen zog ich meinen einen Handschuh mal rechts und mal links an, um mich etwas zu erwärmen.

Außer uns Lagerinsassen waren auch deutsche Kriegsgefangene mit bei der Arbeit. Ihnen ging es besser als uns Zivilgefangenen, sie hatten jeden Tag eine warme Suppe und 500 Gramm nasses Brot mit etwas Fett. Wir dagegen bekamen nur 200 Gramm Brot und sonst nichts. Heimlich steckten wir uns ab und zu ein gefrorenes Kohlblatt in den Mund. Das war bei diesem Einsatz der Sonderfall. Den Soldaten taten wir sehr leid. Sie sahen unsere ausgemergelten Körper und schoben uns hier und da mal einige Brotbrocken zu, die sie sich selber absparten.

Am 24. Dezember 1945 kamen wir müde von der Arbeit. Wir fünf Mädchen und eine ältere Frau saßen am Herdfeuer in unserer Behausung.

Unser Omchen, das nicht im Arbeitseinsatz war, hatte Holz aus den Trümmern geholt, es wurde warm. Traurig schauten wir in die Flammen, als es an der Tür klopfte. Wir schraken auf, aber es war ein freudiger Schreck. Vier Soldaten standen nämlich vor der Tür. Sie brachten ein Bäumchen mit, an dem mit Draht befestigte Kerzen brannten. Brot, Margarine und Tee legten sie unter den kleinen Baum und stimmten Weihnachtslieder mit uns an. Leise sangen wir mit und konnten das Wunder kaum fassen. Vor Rührung und Dankbarkeit liefen uns die Tränen über die Wangen. Die Soldaten mussten uns bald wieder verlassen und zurück in ihr Lager, das sie unerlaubt verlassen hatten. Aber für uns war es Weihnachten geworden! Der Tee schmeckte köstlich und das Margarinebrot besser als der feinste Kuchen. Die Traurigkeit war für kurze Zeit von uns gewichen und bei den Weihnachtsliedern wurde das Herz sogar warm. Für mich gab es noch eine Überraschung. Martel, meine Leidensgenossin, die fünf Jahre älter als ich war, kümmerte sich nach dem Tod meiner Mutter fürsorglich um mich. Sie hatte mir heimlich aus einem aufgeräufelten Strumpf mit gefundenen Nadeln einen Handschuh gestrickt, der gut zu dem „Einen“ passte, den ich besaß. So viel Glück auf einmal konnte ich kaum fassen. Das Licht war zu denen gekommen, die im Dunkeln lebten – ein unvergessenes Weihnachtsfest. ❄

INGE SCHADACH

Erinnerungen an Weihnachten 1945

Der Zweite Weltkrieg war vorüber. Im zerschundenen Berlin, wo wir lebten, sollte Weihnachten sein! Ich war zwölf Jahre alt. Unsere Wohnung war nach den Einschlägen der „Stalinorgel“ nur notdürftig mit Pappe und Holz aus den Ruinen winterfest gemacht. Ich glaube, dass keiner begriff, dass eigentlich Weihnachten war. Von meinem Vater, der zuletzt an der Ostfront gekämpft hatte, hatten wir nichts gehört. Wir hatten keinen Strom, kein Heizmaterial, wir hungerten und froren! In unsere Räume hatte man ein altes Ehepaar eingewiesen, das durch die Zerstörungen keine Unterkunft mehr hatte. Und hier beginnt meine eigentliche Geschichte:

Es klopfte an unsere Stubentür. Meine Mutter öffnete, und da stand die alte Dame mit zwei Briketts in der Hand und erinnerte uns an das

Weihnachtsfest. Wir hatten ja nichts Äußeres, was heute das Fest so ausmacht. Keine Tanne, keinen Schmuck, keine Kerzen! Es gab nichts, und alles andere war zerstört. Nur der Kachelofen, der war heil geblieben.

Voller Freude wickelte meine Mutter die Briketts in dickes Papier, und der Kachelofen fing an etwas Wärme zu spenden. Unser altes Ehepaar wurde eingeladen, dicht am Ofen die Wärme zu spüren. Auch unsere anderen Nachbarn wurden an den Ofen geführt. Die Frau brachte eine Kerze mit, die mal eine Kerze gewesen war, krumm und klein und völlig verschmutzt – aber sie brannte!

So saßen wir im Dunkeln mit einem kleinen Kerzlein stumm zusammen. Keiner sprach ein Wort. Das alte Ehepaar hatte seinen Sohn im Krieg verloren, und der Sohn der Nachbarsleute war in Gefangenschaft. Mein Vater fehlte ja auch. Jeder hing seinen Gedanken nach, eine stille Stunde, wie man sie heute wohl nicht mehr erleben kann.

Da stand der Nachbar auf, ging hinaus und kam mit einer Geige wieder. Ganz leise fing er an „Stille Nacht, heilige Nacht“ zu spielen. Ob wir da merkten, dass Weihnachten war? Ganz, ganz zaghaft fingen alle an mitzusingen. Die Tränen liefen, weil nun doch wohl endlich Frieden war ... ❄

KARL-HEINZ GANSER

Der geklaute Weihnachtsbaum

In zwei Wochen war Weihnachten. Das erste Fest nach dem schrecklichen Krieg! Ich war damals gerade elf Jahre alt und hoffte insgeheim, dass es nun richtige und große Geschenke geben würde. Aber als ich dann meiner Mutter den Zettel mit meinen Wünschen heimlich zusteckte, da sah sie mich so traurig an und schüttelte nur ihren Kopf. Ich ahnte, dass der Krieg zwar zu Ende war, aber für mich hatte sich doch nicht viel geändert.

Eines Abends unterhielten sich meine Eltern darüber, dass dieses Jahr wohl kein Weihnachtsbaum aufgestellt werden könnte. Rund um unser Dorf wären alle Wälder vermint und es sei zu gefährlich, einen Baum zu schlagen. Ich konnte mir aber nicht vorstellen, dass wir Weihnachten ohne einen Tannenbaum feiern sollten.

Mein Vater hatte mir einmal gesagt, dass Minen hochgehen, wenn man darauf tritt. Daraus folgerte ich, dass ich mit meinem Gewicht als Elfjähriger bestimmt keine Mine zur Explosion bringen würde. Ohne zuhause etwas zu sagen, schlich ich mich einige Tage vor Heiligabend heimlich in den nahe gelegenen Wald. Als ich von einem Seitenweg aus in eine zerschossene Schonung hineinging, sah ich zwar das große Schild mit der Aufschrift „Achtung Minengefahr!“, aber als ich ein wunderschönes kleines Fichtenbäumchen vor mir entdeckte, da empfand ich keine Gefahr mehr. Vorsichtig kroch ich auf allen Vieren ein Stück näher heran und sägte es ab.

Stolz wollte ich es gerade aufheben, da spürte ich plötzlich, wie eine harte Hand mich von hinten packte. Erschrocken drehte ich mich um und blickte in das wütende Gesicht eines amerikanischen Soldaten. Dieser begann zu schreien und zu schimpfen in einer Sprache, die ich nicht verstand. Immer wieder zeigte er mit der Hand auf das Minenhinweisschild und redete ununterbrochen auf mich ein.

CHOCO
CHOCO
ACHTUNG
MINEN-
GEFAHR!

Heute weiß ich noch ganz genau, welche Todesangst ich damals ausgestanden habe. Ich stand regungslos da und starrte den Mann nur an. Als der Soldat dann schließlich zu seinem Jeep zurückging, da dachte ich nur noch, jetzt holt er eine Knarre und erschießt dich. Doch wie verblüfft war ich, als er mit vier riesig großen Tafeln Schokolade zurückkam! Ich konnte es kaum fassen, was er jetzt tat. Mit Kordel band er die Schokolade an den Ästen des Bäumchens fest. Schmunzelnd drückte er mir dann den geschmückten, kleinen Baum in die Hand. Bevor er mit dem Geländewagen abbrauste, hörte ich ihn noch im gebrochenen Deutsch rufen: „Frohe Weihnachten!“

Wir haben zuhause in den nächsten Jahren viele und herrliche Weihnachtsbäume gehabt. Das geklaute Bäumchen von Weihnachten 1945 aber war und bleibt bis heute etwas Einmaliges. ❄

KAPITEL V

Weihnachten daheim

Gelobet seist du, Jesu Christ

Gelobet seist du, Jesu Christ,
dass du Mensch geboren bist.
Von einer Jungfrau, das ist wahr;
Des freuet sich der Engel Schar.
Kyrieleis!

(2) Des ew'gen Vaters einzig Kind
Jetzt man in der Krippen findt,
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ew'ge Gut.
Kyrieleis!

(3) Den aller Welt Kreis nie beschloss,
Der liegt in Mariens Schoß;
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein.
Kyrieleis!

(4) Das ew'ge Licht geht da herein,
Gibt der Welt ein'n neuen Schein;
Es leucht't wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.
Kyrieleis!

(5) Der Sohn des Vaters, Gott von Art,
Ein Gast in der Welt hier ward,
Und führt uns aus dem Jammertal,
Er macht uns Erben in sein'm Saal.
Kyrieleis!

(6) Er ist auf Erden kommen arm,
dass er unser sich erbarm',
Uns in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich.
Kyrieleis.

(7) Das hat er alles uns getan,
Sein' groß' Lieb' zu zeigen an.
Des freu' sich alle Christenheit
Und dank' ihm des in Ewigkeit.
Kyrieleis!

Text: Martin Luther (1524)

HILDA BIRNBAUM

Es strahlten nur noch die Sterne!

Ein kalter Wintertag. Die hartgefrorene Erde ermöglichte nicht mehr viel Außenarbeit, und es war ziemlich ruhig im Dorf. Nur spielende Kinder finden immer eine Möglichkeit, können jeder Jahreszeit Fröhlichkeit abtrotzen. Fahl, fast farblos und verhangen senkte sich die Sonne zum Horizont, gab noch ein leichtes Abendrot dazu und wich der nahen Dämmerung. Ziehende Wolken lösten sich auf und es dunkelte. Erste Sterne zeigten sich am nachtschwarzen Himmel.

Nachtschwarz war es auch im kleinen Dorf. Kein erleuchtetes Fenster, kein Laternenschein, keine Ritze, kein Spalt, der etwas Licht freigeben wollte. Fast wie verlassen schienen Haus und Hof. Ab und zu ein fester Schritt, sonst nichts, nur hin und wieder das Knarren einer Tür.

Plötzlich, ein heller Strahl am Nachthimmel zuckte auf, erlosch wieder, um von Neuem aufzugeistern. Schwenkte nach rechts, glitt ein wenig unstet zur linken Seite. Streifte suchend das Firmament ab. Erlosch wieder.

Es war Krieg. Es war Urlaubssperre, und es war der 24. Dezember.

Militärfahrzeuge standen im Dorf. Mannschaftswagen, ein Kübelfahrzeug, ein Kraftrad für den Melder. In jedem Haus war Einquartierung. Trotz der veränderten Situation beherrschte tiefes Schweigen diesen Abend.

Immer wieder hörte man das Öffnen und Schließen einer Haustür. Selbst im Flur war es dämmrig. Kein Lichtschein durfte verraten, dass dieser Abend ein Abend der Helle, des Lichts, der Freude sein sollte.

In der einfachen Bauernstube war es warm. Wie seit eh und je stand der Christbaum am gewohnten Platz. Sein Schmuck, seine bunten Kugeln waren alt, trugen Wachsspuren der vergangenen Jahre. Nur die Kerzen waren ein wenig seltsam. Sie waren verschiedenfarbig und zum Teil schon erheblich abgebrannt. Neue Kerzen gab es nicht mehr, und wenn noch irgendwo welche aufzutreiben waren, dann wurden sie in Feldpostpäckchen gegeben mit einem kleinen Tannenzweig, einem roten Band, vielleicht noch einem Strohstern dabei. So gingen sie hinaus an die Front, ins Quartier im fremden Land oder noch in eine Garnison. Freude und Zuversicht sollten sie schenken, das Band der Liebe aus der Heimat fester knüpfen und die Hoffnung stärken auf ein baldiges Kriegsende und auf gesundes Wiedersehen.

Ein Stapel Feldpostbriefe lag auf dem Schreibtisch. Wie sich die Worte gleichen in all den Schreiben. Daheimsein bei den Angehörigen, den Freunden und Bekannten. Wieder die gewohnte Arbeit tun, durch Feld und Wald schreiten. Einfach Heimat um sich haben.

Allmählich füllte sich die Stube. Man rückte zusammen. Soldaten aus verschiedenen Orten und Städten Deutschlands saßen am runden Tisch. Heute zählten nicht Rang und Namen, man war Mensch und suchte den Menschen. Suchte die Nähe der Familie und wollte nicht allein sein, nicht an diesem Abend. Der Kaffee schmeckte ein wenig aromatischer als sonst. Eine kleine Zugabe aus der Feldküche bewirkte das. Der eigens für besondere Anlässe gelagerte Wasserbirnensaft schmeckte gut, und Mutters großes Weißbrot war vorzüglich.

Nach der ersten Unterhaltung spürte man plötzlich die Veränderung. Fotos wurden weitergereicht, die Grüße von Lieben erwähnt. Es wurde erzählt von Daheim. Von Eltern und Geschwistern, von Frau und Kindern, von Mädchen und Freunden.

Man spürte das einzige Wort, nicht angesprochen und doch war es im Raum. Ging reihum und man konnte es dem Gesichtsausdruck entnehmen. Es war das Heimweh. Das Erinnern an die Vergangenheit und die

große Frage an die Zukunft. Aus dieser sichtlichen Ergriffenheit heraus zündete man Kerze für Kerze an und ohne Zögern stimmten alle ein in unser schönstes Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht“. All die Männer sangen, sangen mit einer Herzlichkeit, die die Seele rührte. Das Hoffen trug sie weiter, und auf einmal verabschiedete sich der eine und der andere. Man musste nur in die Gesichter sehen und wusste alles.

Draußen war immer noch nachtschwarzer Himmel. Nur die Sterne leuchteten, zogen ihre ewigkeitsbedingte Bahn. Wieder zuckte der Strahl eines Scheinwerfers auf. Tastete vor und zurück, suchte und erlosch wieder, und doch war es die „Stille, heilige Nacht“. ❄

GISELA AUGUSTIN

Ein Schlitten als Weihnachtsbaum

Das Jahr neigte sich dem Ende zu, und die vorweihnachtliche Zeit kündigte sich mit dem 1. Advent an. Im Erzgebirge war um diese Zeit die Erde in einen weißen Winterpelz gehüllt, alles lag unter einer glitzernden Schneedecke und der Frost hatte längst Einzug gehalten.

Da erging wie in vielen anderen Orten in Deutschland auch in unserem Dorf die Aufforderung an alle Bürger, dass ausnahmslos Schlitten und Schneeschuhe in der Sammelstelle Turnhalle abzuliefern seien für die Soldaten an der Front.

Mein Vater diente bereits im Krieg und Mitte Dezember stand mein erster Geburtstag bevor. Zum angegebenen Termin zog mich meine Mutter fürsorglich warm an und hüllte mich zusätzlich in eine Decke. So saß ich dann im Schlitten, der einen Griff zum Schieben und abnehmbaren Rundschutz hatte. Meine Mutter stellte sich, mit mir im Schlitten, zu den wartenden Bürgern, die Skier und Schlitten zur Abgabe brachten. Als sie an der Reihe war, sagte sie im freundlichen Ton, dass sie den Schlitten sehr gern zur Verfügung stelle, denn ihr Mann sei ja auch Soldat, aber nur mit dem Kind, weil sie sonst nicht wüßte, wie sie mich befördern solle, da sie ein Herzleiden hätte. Empört schaute sie der Bürgermeister an, dass sie so viel Mut aufbrachte, sich zu wehren. Mit scharfen Worten fuhr er sie an, das Kind unverzüglich aus dem Schlitten zu nehmen. Sie aber drehte sich um und ging langsam davon.

Nach kurzer Besprechung des Bürgermeisters mit einem Beamten, der alles genau notierte, auch die Frage nach dem Alter des Kindes, was meine Mutter, die am ganzen Körper zitterte, dann mit weinender Stimme beantwortete, wurde ihr der Schlitten „als große Ausnahme wegen meines ersten Geburtstages“ belassen.

Sie war so glücklich darüber, dass der Schlitten zu Weihnachten geschmückt wurde und in der winzigen Zwei-Zimmer-Mansardenwohnung als Weihnachtsbaum fungierte. Als ich größer war, wurde der Schlitten im Winter das Lieblingsgefährt meiner Spielkameraden, denn er hatte hinten eine Rundung und vier Kinder hatten bequem darauf Platz. Später sind meine Kinder mit ihren Freunden und die Enkel darauf gefahren. Ich bin nun 62 Jahre alt, den Schlitten gibt es noch, es ist nichts kaputt, nur die schöne gelbe Farbe ist fast abgeblättert.

Jedes Jahr, wenn Schnee liegt und der Schlitten zum Einsatz kommt, denke ich an die Begebenheit, die mir meine Mutter immer wieder erzählen musste. Ich frage mich heute oft, ob die Enkel jetzt so glücklich sind über Geschenke, wie meine Mutter damals über den eigenen Schlitten, den sie behalten durfte? ❄

GEORG JUST

Im Schneetreiben zum Holzschnitzer

An einen Heiligen Abend erinnere ich mich besonders. 13 Jahre alt war ich wohl. Mutter hatte in einem kleinen abgelegenen Dorf mit etwa 15 Häusern bei einem Holzschnitzer für Hermann und Reinhard je ein Kastenwägelchen bestellt, etwa 50 Zentimeter lang und bunt bemalt.

Fünf Kilometer lag dieser Ort mit seinen strohgedeckten Häuschen von uns entfernt. Im Sommer begegnete man dort vielen Sommerfrischlern, (heute nennt man sie Urlauber). An diesem zentralen Punkt trafen sich viele aus den umliegenden Orten gern zu Tanzveranstaltungen – anscheinend war der lange Nachhauseweg das schönste Vergnügen.

Jetzt im Winter ging nur vor die Tür, wer unbedingt musste. Der Ort war eingeschneit, und ein Durchkommen mit einem Kraftfahrzeug

war unmöglich. Mit dem Rucksack auf dem Rücken, die Skier angeschnallt, begab ich mich gleich nach dem Mittagessen auf den Weg. Als ich unser schützendes Tal verließ, merkte ich den eisigen Wind immer stärker. Der Schnee fegte über das freie Land, kein Graben war mehr zu erkennen. Nur die Straßenbäume zeigten mir die Wegführung an. Am Haus des Holzschnitzers waren die Außenwände mit Brennholz zugepackt, nur die Fenster freigelassen. So hielt das Holz die Kälte von außen ab, später wärmte es noch einmal von innen. Gleich von draußen, ohne Flur, betrat ich den warmen Raum, der als Küche, Wohnraum und Werkstatt diente.

Der Kachelofen spendete wohltuende Wärme. Trotzdem waren die Fensterscheiben halb mit Eisblumen bedeckt. Die warme und kalte Luft trafen aufeinander, das Schwitzwasser gefror sofort und verzierte die Scheiben mit den schönsten Ornamenten. Der ältere Mann mochte früher einmal Bergmann oder Hausweber gewesen sein; vom Holzschnitzen hätte er selbst bei größter Bescheidenheit nicht leben können. Sicherlich hatte er auch Kleinvieh, doch ich konnte nichts davon wahrnehmen. Die beiden Wägelchen waren fertig, denn heute war Heiligabend. Diese paar Mark Verdienst dafür hatte er sicher bereits seiner kleinen Rente hinzugerechnet. Ein Wägelchen steckte ich in den Rucksack, das andere wollte ich unter den Arm nehmen. Aber ich hatte noch etwas auf dem Herzen.

Meine Mutter hatte mir einmal erzählt, dass der Holzschnitzer Krippen und Kreuzwege mit sich bewegenden Figuren anfertigte. Ich gab mir einen innerlichen Ruck und fragte ihn, ob ich diese wohl sehen dürfte. Er sah mich an, schaute durch die kleinen Fensterchen in das Schneetreiben und sagte trotzdem: „Ich zeige sie dir, aber nebenan im Ausgedingehaus.“ Eine Freude erfasste mich, aber auch gleichzeitig Bedenken. War ich nicht zu weit gegangen, bei diesem Wetter den alten Mann aus seiner warmen Stube zu locken? Aber mein Interesse an seiner Arbeit freute und ehrte ihn. Vermummt ging er mit zu dem unbewohnten Häuschen.

Da standen nun seine Werkzeuge in dem einzigen Raum, den das Häuschen barg. Fast so groß wie ich war jede einzelne Figur der Kreuzwegstationen. Er zog eine davon wie eine Uhr mit einer Kurbel auf. Alles bewegte sich, Jesus wurde richtig mit einem Hammer ans Kreuz genagelt. Ich ließ mir nur eine Kreuzweggruppe und die Krippe vorführen. Auch hier bewegte sich alles mechanisch. Ich glaube, dass er sich durch meine staunenden Blicke für seine Mühe entschädigt fühlte. Geben konnte ich ihm dafür nichts, ich hatte doch selbst kein eigenes Geld. Er erzählte mir mit freudigen Augen, dass einige seiner Krippen in verschiedenen Kirchen ständen. Ich dankte, bezahlte die bestellten Wagen und verabschiedete mich von dem älteren Ehepaar.

Ob sie an diesem Tag wohl schon einen anderen Menschen gesehen hatten? Sie besaßen wie sehr viele noch kein Radio, und wer sollte wohl eine Tageszeitung dorthin bringen? Vielleicht konnten sie sich keine leisten? Wenn das Wetter so anhielt, kamen sie Weihnachten nicht einmal bis zum nächsten Ort in die Kirche, und ohne den Besuch des Gottesdienstes war es für sie auch kein vollständiges Weihnachten. Was war, wenn einer erkrankte und die Hausmittel nicht ausreichten? Aber sie waren noch zu zweit und hatten vielleicht Kinder, die zum Fest kamen. Mit solchen Gedanken beschäftigte ich mich auf dem Rückweg. Als ich aus dem Haus trat, merkte ich, dass mich das Schneetreiben von vorn packte und ich dagegen ankämpfen musste. Das eine Wägelchen hielt ich vor mein Gesicht, welches ich in den Kasten stecken konnte. Ab und zu lugte ich heraus, um mich an den Straßenbäumen zu orientieren. Endlich erreichte ich unser Tal. Mit jedem Meter, den ich talwärts fuhr, war der Wind weniger zu spüren. Als ich zu Hause angekommen war, war es geradezu windstill.

Als ich nach vielen Jahren meinen Heimatort besuchte, kam ich an diesem kleinen Ort vorbei. Nicht ein einziges Haus stand mehr, wie von der Landkarte gestrichen. Eine frühere mitreisende Einwohnerin, als junges Mädchen vertrieben, konnte nur noch an einigen Obstbäumen den Standort ihres Elternhauses feststellen ... ❄

HANS HAUSMANN

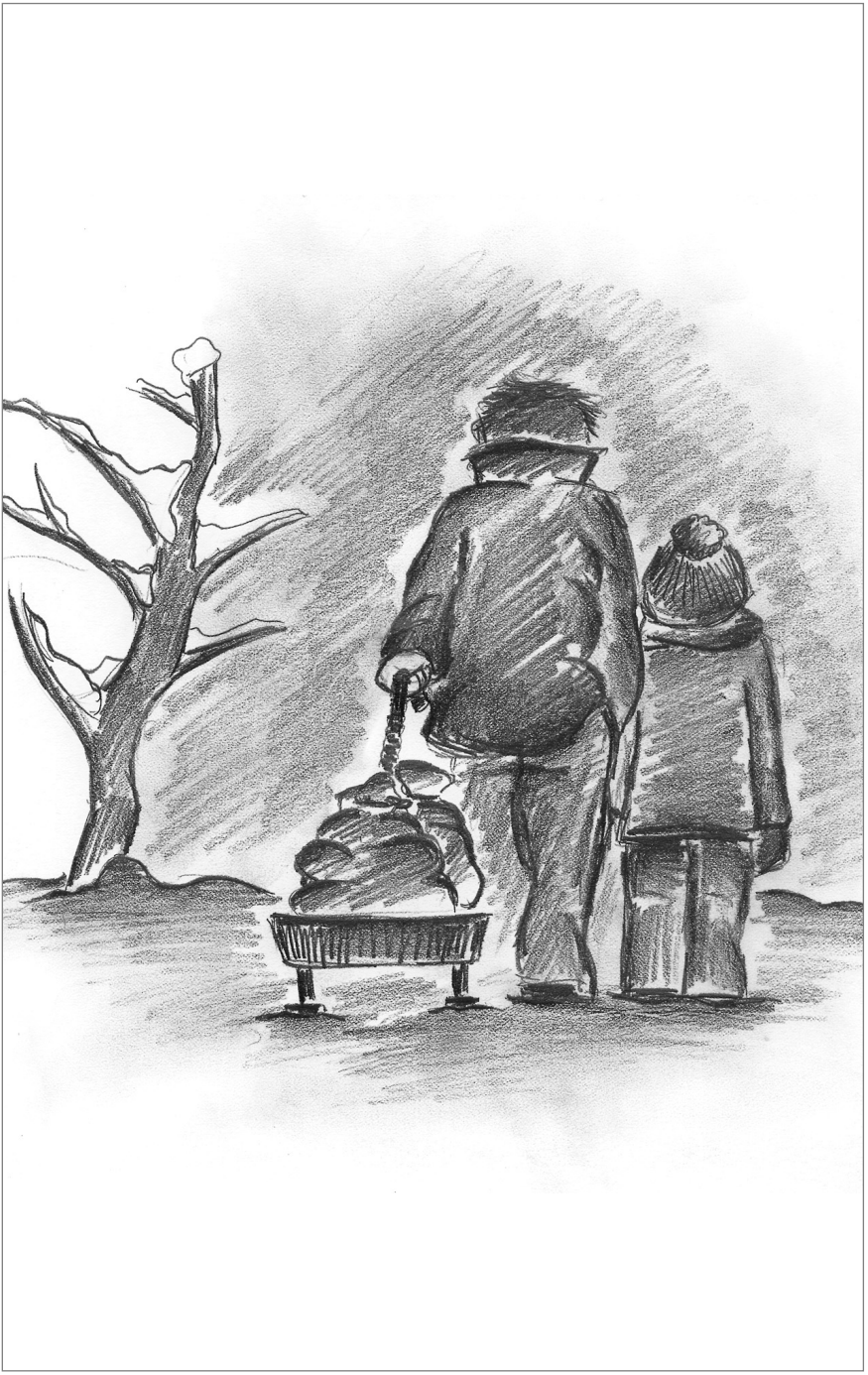
Kriegsweihnacht 1944 in Duisburg

Die Dämmerung eines eiskalten Heiligabends lag über dem Niederrhein. Hans Hausmann aus Voerde am Rhein verbrachte das Weihnachtsfest im Kreise der Familie im Duisburger Stadtteil Beeck. Am Himmel blitzte und donnerte es immer wieder, das Kanonenfeuer war sehr heftig und nicht zu überhören. Der Krieg am Niederrhein ging damals seinem Ende zu. Die Stadt Duisburg lag in Schutt und Asche, die Bomben und Luftminen hatten alles zerstört.

Die meisten Einwohner waren evakuiert, die Stadt war eine Ruine. Der Großkampf am gesamten Niederrhein nahm seinen Verlauf. Meine Mutter Margarete, damals 37, mein Vater Hans (42), meine beiden Schwestern Sigrid (elf) und Ellen (fünf) und ich (zehn) erlebten ein Fest der Not, des Hungers und der Angst.

Die zentnerschweren Sprengbomben hatten vorher im Oktober 1944 meinen Heimatort Beeck total zerstört. Über der Ruinenstadt lag zu Weihnachten dicker Schnee und Eis, es war alles so öd und leer, es war sogar unheimlich. Trotzdem wollten wir Weihnachten feiern. Mein Vater und ich zogen mit dem Schlitten los und buddelten Kohle und Holzstücke aus den Kellern der Ruinen. Es war dunkel in den Ruinen und sehr gefährlich, Angstschauer liefen einem den Rücken runter.

Spät am Heiligabend kamen wir mit zwei Säcken Kohle und einem Bündel Holz nach Hause. Einige Tage vorher hatten mein Vater und ich die zerstörten Fenster mit Brettern, Pappe und Glasresten zugenagelt. Somit waren wir in der Küche gegen die eisige Kälte geschützt. Meine Mutter und Schwester Sigrid besorgten etwas zu essen. Von einer Brotfabrik



bekamen sie ein Pfund Schwarzbrot am Stück und etwas Mehl für einen einfachen Kuchen. Eilig zogen sie durch die verschneiten Trümmerstraßen mit dem Brot und dem jüngsten Schwesterchen auf dem Arm zur Wohnung. Das Trinkwasser holten meine Schwester Sigrid und ich im Einmachkessel auf dem Schlitten aus zerstörten Dampflokomotiven der August-Thyssen-Hütte oder von einer Schrebergartenpumpe im Stadtteil Beeckerwerth. Einmal überraschten uns die feindlichen Bomber so plötzlich, dass wir kaum unsere Wohnung erreichten.

Am Tag vor Heiligabend fiel ich beim Trinkwasserholen auf dem Glatteis, der Schlitten schleuderte und der gefüllte Kessel entleerte sich über mich. Die Kleidung gefror steinhart.

Am Heiligabend saß man im Familienkreis beisammen: „Die gußeiserne Ofenplatte schien glühend gegen die Zimmerdecke, draußen nagte der Frost, drinnen brannte eine selbstgebastelte Kerze und wir haben trotzdem an Weihnachten geglaubt. Unsere liebe Mutter, eine wunderbare Frau, holte Geschenke aus dem Versteck. Leibchen, Strümpfe, Pullover, Schals, Pantoffeln und Handschuhe hatte sie nachts in mühseliger Arbeit wochenlang aus Sackleinen und Wollresten gestrickt.

Zu essen gab es nichts Besonderes. Wir, die Familie Hausmann, saßen zusammen, und das war sehr wichtig. Auch heute noch brennt bei Hausmanns zur Weihnachtszeit stets ein Kerzlein, denn diese Weihnacht habe ich nie vergessen. Die Weihnachtslieder werden auch heute noch mitgesungen und der Glaube nicht vergessen. Noch oft erzählen wir in der Familie von den furchtbaren Stunden, wenn die Sirenen heulten, die Bomben vom Himmel krachten und wir in den Luftschutzkeller mussten. Auch meine Frau Paula, die aus dem Spessart kommt (65 Jahre), hat Ähnliches zu erzählen und keiner der Jungen kann es begreifen.

Heute feiern wir unser Weihnachtsfest ohne Bombenangst, in einer warmen und gemütlichen Stube, und dafür sind wir dem Herrgott dankbar. ❄

HELMUT SIMMET

Bethlehem kann überall sein

Ein weihnachtliches Jugenderlebnis aus den Tagen des unseligen Zweiten Weltkrieges

Winter 1942/43. Der Frost hatte unsere Region fest im Griff und wir Buben den letzten Schultag vor den Weihnachtsferien gerade hinter uns gebracht. Lärmend und voller Übermut stürmten wir aus dem Schulhaus. Beim Verlassen des Schulhofs rief mir ein Klassenkamerad zu: „Der untere Kohlbachweiher ist dick zugefroren und heute Nachmittag gehen wir zum Schlittschuhlaufen hin. Wenn du mitkommen willst, wir treffen uns um zwei an der alten Kiesgrube.“ Die besagte alte Kiesgrube wurde zu dieser Zeit bereits als Schuttabladeplatz benutzt und war uns Buben, sehr zum Leidwesen unserer Eltern, wohlbekannt. Konnten wir dort doch immer noch etwas Brauchbares finden.

Zur vereinbarten Zeit fand ich mich dort ein, und mit einem halben Dutzend Kameraden aus meiner Klasse stolperte ich dann, mit den bereits angeschraubten Schlittschuhen, auf einem schmalen Waldpfad in Richtung Kohlbachtal. Dort waren 1892 zwei Stauweiher zur Wasserversorgung der Grube Göttelborn angelegt worden. Während des Ersten Weltkrieges wurde an dem größten der Weiher ein Dampfkraftwerk errichtet, und in der Zeit, aus der meine Geschichte stammt, wurde ein neues Kraftwerk hier errichtet, welches das größte im Saarrevier werden sollte. Von weitem hörten wir schon das Rattern der Niethämmer und das Kreischen der Winden auf der Großbaustelle. Als wir den Hochwald verlassen hatten und die Büsche und Sträucher zurücktraten, standen wir plötzlich vor zwei tiefen Gräben. Die ausgehobenen Erdmassen waren beiderseits aufgeschüttet und in den Gräben waren Arbeiter damit beschäftigt, die über einen Meter dicken Stahlrohre zu den neuen Kühltürmen zu verlegen. Elektroschweißer verbanden die eingebrachten Rohrstücke. Wir

standen vor einem schier unüberwindlichen Hindernis. Da gewahrten wir etwas unterhalb mehrere dicke Holzbohlen, die wie ein Steg über die Gräben gelegt waren. Über diese „Brücke“ turnten wir auf die Gegenseite. Ich war der letzte, der hinüberging. Interessiert blickte ich auf das Geschehen in dem Graben. Ostarbeiter, wir bezeichneten sie nur kurz als Russen, waren damit beschäftigt, noch restliche Erdarbeiten auszuführen, damit die dicken Rohre besser fluchteten.

Da sah ich etwas, was mich den ganzen Nachmittag beschäftigen und nicht mehr loslassen sollte. Eine junge Russin stand auf der Grabensohle und mühte sich, mit einer Schaufel zähen Lehmbodens, den ein Landsmann mit einer Spitzhacke gelöst hatte, zur Seite zu räumen. Er half ihr dabei, so gut es ging. Um die Schultern hatte die junge, in Lumpen gehüllte Frau ein Tuch geschlungen, in das sie ein neugeborenes Kind eingewickelt hatte. Sie blickte hoch und sah mich wie angewurzelt dastehen. Sie sah bittend auf meine Jackentaschen, wohl mit dem Gedanken, dass ich darin etwas Essbares haben könnte. Mit einem Achselzucken klopfte ich auf meine leeren Taschen und ich glaubte ein Lächeln in ihren Augen zu erkennen. Ich deutete es als Beweis dafür, dass sie mich verstanden hätte, und bedauerte, ihr nichts geben zu können.

Ich folgte meinen Kameraden auf die Eisfläche, wo diese bereits ihre Kreise zogen. Das Gesehene ließ mich nicht los. Als wir bei Einbruch der Dämmerung auf dem Nachhauseweg wieder an der Stelle vorbeikamen, lag dieser Teil der Baustelle verlassen da. Ihre Schaufel und die Spitzhacke waren an die Grabenwand gelehnt. Sogar in der Nacht verfolgte mich das Bild von der jungen Mutter und ihrem Kind, und ich zog Vergleiche zu der heiligen Familie im Stall zu Bethlehem. Wieviel besser hatte sie es gegenüber dieser heimatlosen Frau und ihrem in der Fremde, in einer Lagerbaracke geborenen Kind gehabt. Es lag auf Heu und Stroh in einer Krippe und baumelte nicht in einem Tuch am Körper seiner Mutter, die ohnedies noch schwere Arbeit verrichten musste.

Am folgenden Morgen ging ich wieder zu der Kraftwerksbaustelle, diesmal allein. In meinen Hosen- und Jackentaschen befanden sich rohe

Kartoffeln und ein heimlich zu Hause gemachtes Butterbrot. Als ich zu der Stelle kam, wo ich die junge Frau gesehen hatte, war ich enttäuscht, denn sie war nicht da. Aber der junge Russe, den ich als den Vater des Kindes erkannt zu haben glaubte, war anwesend. Ich übergab ihm das Mitgebrachte und sagte zu ihm: „Für Mattka." Er begriff und deutete in Richtung der Lagerbaracken, bedankte sich und steckte die Sachen weg.

Einer der Elektroschweißer hatte uns hinter seinem Schutzschild beobachtet. Er sagte mir, ich solle verschwinden und mich nie wieder hier sehen lassen. Als Hitlerjunge müsste ich wissen, dass es verboten sei, den Russen etwas zum Essen zu geben, denn die würden im Lager ausreichend versorgt. In Gedanken versunken trat ich den Heimweg an. Ich habe mich oft gefragt, was wohl aus dem kleinen Erdenbürger wurde, der in einer Lagerbaracke, hinter Stacheldraht geboren wurde.

Drei Jahre später, der Krieg war vorbei, begann ich in diesem Kraftwerk meine berufliche Tätigkeit, die ich nach 43 Jahren 1988 auch hier beendete. Als ich meine erste Schicht verfuhr, standen einige der Lagerbaracken noch, und wenn ich sie betrat, glaubte ich noch einen Hauch des damaligen Lebens darin zu verspüren. ❄

CHARLOTTE PFEIFER

Weihnachten 1944

Am 12. November 1944 kam im Radio die Nachricht von der Versenkung des Schlachtschiffes „Tirpitz“, auf dem mein jüngerer Bruder Horst als Oberfähnrich Dienst tat. Wenige Tage vorher hatten wir die Mitteilung bekommen, dass der Älteste, Hans Dietrich, seit dem 24. Oktober 1944 am Narew/Polen vermisst sei.

In Schmerz und Verzweiflung bestimmte meine Mutter: Es gibt kein Weihnachten, keinen Weihnachtsbaum mehr.

Meine Eltern hatten die festlichen Traditionen ihrer Eltern übernommen und für ihre eigene Familie ausgebaut. Das Fest und der Weihnachtsbaum waren Sinnbild für Liebe und Güte, Licht, Wärme, Geborgenheit, ein Band, das unsere Familie umschlungen hielt. Nun war es gerissen.

Nach einiger Zeit konnte Horst schreiben, dass er gerettet und an das Oberkommando der Marine in Berlin-Bernau kommandiert worden sei. Und am 22. Dezember stand er vor der Tür: Die Geretteten der „Tirpitz“ hatten Weihnachtsurlaub bekommen! Aber kein Weihnachtsbaum – das wollte er nicht hinnehmen.

Über Bekannte konnte ich in einem anderen Stadtteil noch einen schönen großen Baum besorgen. Wir fuhren mit den Rädern hin, Horst band den Baum an sein Rad und wir schoben den weiten Weg heimwärts. Dort wurde uns die gehütete Schachtel mit dem Christbaumschmuck ausgehändigt und wir machten uns ans Werk. Bis dahin war es Privileg der Eltern gewesen.

Trotz aller Trauer stand der Weihnachtsbaum wieder im Mittelpunkt des Festes. Leider musste Horst nach acht Tagen zu seiner Dienststelle zurück. Doch der Baum durfte nicht abgeräumt werden: „Den hat der Horst geschmückt!“, hieß es.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Januar 1945 hatten wir einen schweren Bombenangriff, bei dem auch unser Haus beschädigt wurde. Loch im Dach, Fenster und Türen geborsten und bei minus 14 Grad platzten die Heizungsrohre. Das Wasser floss auf den Fußboden und gefror.

Als wir den Schaden besahen, stand unser Weihnachtsbaum in voller Größe unbeschädigt zwischen Scherben und Trümmern im Nebenzimmer! Nur die Glasspitze war abgebrochen. Durch Luftdruck und Erschütterung war er auf dem glatten Boden weiter gerutscht, die Spitze blieb am Türrahmen hängen und brach ab. In allem Chaos bot er einen guten Anblick.

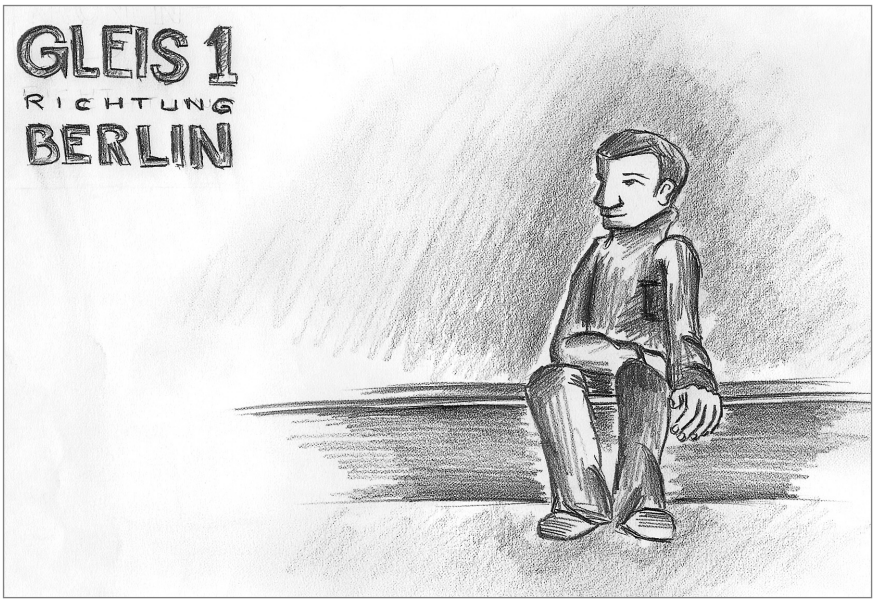
Bei den Aufräumarbeiten musste natürlich auch der Baum abgeräumt werden, und der Christbaumschmuck wurde, einschließlich „kaputter“ Spitze, wieder sorgfältig verwahrt.

Am 17. Januar läutete es kurz vor Mitternacht Sturm: Bruder Horst wollte mir noch pünktlich zum Geburtstag gratulieren! Er hatte Bombenurlaub

bekommen – vielleicht war man so großzügig, weil die Schreibstube versehentlich seinen Weihnachtsurlaub gekürzt hatte. Mit seiner Hilfe gingen die behelfsmäßigen Reparaturen besser voran. Aber nicht nur deshalb war seine Anwesenheit ein Geschenk. Nach acht Tagen musste er wieder fort – und kam nie wieder: Gefallen am 2. Mai 1945 in Berlin-Niederschönhausen.

Unser Bruder Hans Dietrich ist seit 57 Jahren immer noch vermisst, trotz vieler Suchaktionen.

Die kaputte Christbaum-Spitze gibt es heute noch, mit der Erinnerung an Weihnachten 1944. ❄



HERBERT KLEIN

Weihnachten zu Haus

Jahrzehnte sind seit dieser Zeit ins Land gezogen, doch die Erinnerung daran ist bisher nicht verblasst. Es handelt sich um einen emotionalen Vorgang, der unvergessen bleibt und mit meiner Heimkehr 1948 im Zusammenhang steht.

Im Februar 1945 lag ich für zwei Wochen im Lazarett, nachdem ich beim Rückmarsch von Warschau von einer Haubitze überfahren worden war und meine Beine lädiert waren. Ich sollte ohne Genesungsurlaub entlassen werden, denn um diese Zeit suchte man überall nach „Reserven" für die Front. Ich wollte aber unbedingt noch einmal nach Hause, weil mein letzter Urlaub schon weit zurückgelegen hatte. Es gab nur noch die Möglichkeit, Heiratsurlaub zu nehmen. Mein Betreuungsoffizier im Lazarett zeigte sich großzügig und bewilligte mir dafür vierzehn Tage, auch

vermutlich deshalb, weil er dem Soldbuch entnehmen konnte, dass ich lange nicht daheim gewesen war.

Meine Verlobte und ich organisierten kurzfristig alle nötigen Vorkehrungen für eine Kriegstrauung, die dann am 24. Februar 1945 im kleinen Kreis (meistens Frauen, denn die Männer waren an der Front) vollzogen wurde. Aber uns blieben nur sieben „Flittertage". Dann musste ich wieder schweren Herzens abziehen. Der Abschied fiel mir diesmal sehr schwer. Ich kam nicht zu den „Seelower Höhen", die damals schon mächtig umkämpft wurden, sondern musste mich in der Kaserne in Neubrandenburg zurückmelden. Nur wenige Tage vergingen und wir zogen zur „Verteidigung der Heimat" an die Oder bei Stettin. Das Drama neigte sich auch dort bald seinem Ende zu, und ich geriet in sowjetische Gefangenschaft in der Nähe von Pasewalk. Diese Gefangenschaft sei nur in Schwerpunkten erwähnt, weil das sonst diesen Rahmen sprengen würde.

1945/46 arbeiteten wir im Wald bei Tharau in Ostpreußen und haben dort eine riesige Schneise geschlagen. Die Grenze zwischen Polen und der UdSSR wurde markiert. Die erste Gefangenschaftsweihnacht verbrachten wir in einem Kuhstall, der auf einem verlassenen Gehöft unsere Unterkunft war, ohne Baum und Kerzen und ohne Nachricht von den Angehörigen.

Die zweite Station war Minsk, aber außerhalb der Stadt, wo wir in einem Erdbunker hausten und damit beschäftigt waren, Überdachungen für Panzer an einem großen Panzerübungsplatz zu bauen.

Die dritte Station war Kisel im Nordural, wo Kohlebergwerke waren und wir teils über Tage und teils unter Tage arbeiten mussten, je nach körperlicher Verfassung. Die Kälte, der ewige Hunger, die Unterkünfte ständig voll Wanzen haben alle Gedanken an Weihnachten unterdrückt. Es war alles unglaublich primitiv. Unsere Gedanken waren zwar zu Hause, aber in erster Linie richtete sich unsere Aufmerksamkeit auf Dinge, die die körperliche Existenz sichern halfen – Essen!

Wo sich eine Möglichkeit bot, etwas Essbares zu stehlen, wurde sie wahrgenommen, zum Beispiel bei der Arbeit in Vorratsbunkern (dabei wurden auch rohe Kartoffeln nicht verschmäht).

Nachdem nun schon Jahre vergangen waren, hatten wir mehr oder weniger den Gedanken an eine Rückkehr nach Deutschland in den Hintergrund gedrängt. Es kam vor, dass manchmal einer „durchdrehte“, besonders dann, wenn schlechte Nachrichten aus der Heimat eingetroffen waren.

Schließlich kam dann doch der Tag, wo Namen im Lager aufgerufen wurden, die Aufgerufenen andere Kleidung bekamen und Holzschuhe angepasst wurden. Das war für mich Anfang Dezember 1948. Auf Lastwagen hockend schaffte man uns zum Bahnhof Kisel. Es war wieder bitter kalt, meterhoch lag der Schnee am Straßenrand. Auf diesem Bahnhof, der eigentlich die einzige Verbindung zur Außenwelt ermöglicht, hatten wir oftmals Schnee schaufeln müssen, damit die Gleise befahrbar blieben. Aber diesmal war alles anders. Der Bahnhof schien doch zum Abschiedsort zu werden. Die Viehwagen, die uns aufnahmen, hatten keinen Stacheldraht vor den Luken, die Türen wurden nicht verschlossen und auf den Waggonplattformen standen keine Bewacher mit Maschinenpistolen. Im Wageninneren war sogar Heizmöglichkeit, und wir waren nicht mehr so zusammengezwängt.

Am 2. Dezember setzte sich der Zug in Bewegung – und fuhr und fuhr! Überall war die Landschaft tief verschneit. Man sah weit und breit keinen Menschen. Als Verpflegung hatten wir im Waggon mehrere Säcke mit Trockenbrot, das von Zeit zu Zeit (durch Häufchenbildung) auf die Insassen aufgeteilt wurde, wobei alle mit Argusaugen darüber wachten, dass kein Krümel verloren ging. Bei der Rüttelei während der Fahrt war das manchmal nicht so einfach, weil bei stärkeren Stößen alles wieder durcheinander rutschte. Dann begann alles wieder von vorn. Von Zeit zu Zeit blieben wir auf der Strecke stehen. Dann gab es meistens eine warme Suppe oder auch Wasser zum Trinken. Von Kisel bis Moskau brauchte der Zug neun Tage, eine Strecke von 2 000 Kilometern.

An meinem 29. Geburtstag standen wir am nördlichen Stadtrand von Moskau auf einem Abstellgleis. Es lagen noch einmal 2 000 Kilometer vor uns. Nach weiteren sieben Tagen trafen wir dann in Brest-Litowsk ein. Hier mussten wir den Zug verlassen. Es ging zum letzten Mal in die Entlausung. Aber dieser Aufenthalt diente nicht nur der Körperreinigung und der Ungezieferverniichtung, sondern hier wurden wir auch alles los, was wir in der Zeit so als kleine Erinnerungen gesammelt hatten, einschließlich aller Aufzeichnungen. Was man nicht mehr im Kopf hatte, war verloren. Schließlich erfolgte eine nochmalige „Körperbesichtigung". Es sollten keine ehemaligen SS-Angehörige durchschlüpfen. Tatsächlich mussten einige wieder den Rückweg antreten. Aber die meisten Heimkehrer bestiegen einen anderen Zug, diesmal mit Normalspur, und am 18. Dezember 1948, nach 16 Tagen Bahnfahrt, betraten wir in Kronenfelde bei Frankfurt/Oder deutschen Boden. Nun bestand die berechtigte Hoffnung, das Weihnachtsfest wieder in der Familie verbringen zu können. Wir bekamen eine „Spawka". Das Dokument, das ich heute noch habe, brachte auf Russisch und Deutsch zum Ausdruck: Heimkehrer auf dem Weg zum Heimatort.

In der Entlassungsstelle erhielten wir Verpflegung: Ein ganzes deutsches Brot und eine Schlackwurst sowie etwas Margarine. Im vorhandenen Speisesaal konnte man sich niederlassen und etwas essen. „Muckefuck" stand auch zur Verfügung. Von dieser Möglichkeit machte ich Gebrauch. Ich habe gegessen und gegessen, bis alles verzehrt war. Das Gefühl danach war herrlich. Von der Tatsache, einmal ein ganzes Brot für mich allein zu haben, hatte ich während der Gefangenschaft oftmals geträumt. Nun hatte ich alles verzehrt, aber war immer noch nicht satt. Das behagliche Gefühl der Sättigung hatte ich völlig verloren.

Nach dieser „Speisung" verließ ich den Saal. Es war an diesem Abend eigenartig. Alle, die mit mir heimgekehrt waren, verließen diesen Ort, ohne sich zu verabschieden. Sie waren wahrscheinlich mit ihren Gedanken schon bei ihren Angehörigen.

Mein Weg führte zum Bahnhof, der bequem zu Fuß zu erreichen war. Ungewohnt war das schon, einfach so dahinzuschreiten, ohne eine Bewachung! Daran musste ich mich nun erst gewöhnen. Nach kurzer Wartezeit auf dem Bahnhof rollte ein Zug in Richtung Berlin ein. Alles war so sparsam beleuchtet, auch der Zug war völlig dunkel und sehr voll. Es war unschwer festzustellen, dass ein „Hamsterzug“ eingefahren war, in dem viele Leute saßen, die auf dem Lande Esswaren eingetauscht hatten. Ich tastete mich in den Zug hinein, überall stand Gepäck. Plötzlich zog mich eine junge Frau auf einen Sitzplatz. Es war ja zu erkennen, woher ich kam. Als ich saß, holte sie ein Päckchen hervor und übergab mir zwei dick mit Wurst belegte Schnitten. Voller Dankbarkeit machte ich mich darüber her und verzehrte sie sofort. Es war ein gutes Gefühl, so voll zu sein.

Als ich in Berlin ankam, war es schon Mitternacht. Die S-Bahnen fuhren noch und ich kam ungehindert zu meinem Wohnort. Meine Eltern wohnten in der Nähe des Bahnhofs und dort klopfte ich zuerst an. Wir hatten uns fast vier Jahre nicht gesehen und die Freude war natürlich riesig, als ich vor der Tür stand. Alle waren sofort wach und es wurde erzählt und erzählt. Die Zeit verging. Meine Mutter legte ein Brot auf den Tisch und Aufstrich mit Zucker dazu. Ich aß eine Schnitte nach der anderen, bis auch dieses Brot verzehrt war.

Man kann sich das heute gar nicht mehr vorstellen, dass ein Mensch in so kurzer Zeit so viel in sich hineinstopfen kann. Ich hatte keine Hemmungen, und mir ist auch alles bekommen!

Bei der Erzählerei wurde ich müde, denn ich hatte ja tagelang nicht geschlafen. So habe ich mich in ein Bett meiner Eltern gelegt und wie ein „Toter“ geschlafen, in einem richtigen Bett, ohne Wanzen und Läuse. Es war wunderbar!

Als ich am nächsten Vormittag erwachte, stand meine Angetraute am Bett und strahlte mich an. Es war wie in einem Traum! Alles kam mit einem Male auf mich zu: Essen, Frau im Arm und alles ringsum so

sauber und ordentlich. Tage später war Weihnachten mit einem richtigen Baum und Kerzen. Es war überall Ruhe und Frieden in schönen geheizten Zimmern. Die weihnachtliche Atmosphäre, das Zusammensein mit meiner Frau nach langer Zeit, war für mich das schönste Geschenk, das mir widerfahren ist. Das bleibt unvergesslich!

(In wenigen Wochen feiern wir unseren 58. Hochzeitstag.) ❄

WALTER TRITSCHLER

Unvergessliche Weihnacht 1945

Am 21. Dezember 1945 kamen wir in Frankfurt an der Oder an. Wir hatten eine fast 2 000 Kilometer lange und 23 Tage dauernde Elendsfahrt im Güterwagen von Panfilowa, einem Torflager in der UdSSR, über Wladimir, Moskau, Minsk und Warschau hinter uns und sollten hier aus sowjetischer Gefangenschaft entlassen werden. Von 32 Kameraden, die die Fahrt in unserem Waggon begonnen hatten, kamen nur noch 20 in Frankfurt an. Zwölf starben unterwegs an Lungenentzündung, Durchfall oder körperlicher Schwäche. Es war ein eisigkalter Winter, die Waggons waren nicht dicht, ein kleiner Blechofen konnte ihn nicht erwärmen, die hygienischen Verhältnisse waren nicht zu beschreiben. Am Ofen lagen die Sterbenden. Jeden Morgen lief ein Russe die Waggonreihe entlang und rief: „Nix kaputt?“ Die Toten wurden dann namenlos neben die Gleise gelegt und weiter ging die Fahrt. Neben mir starb mein guter Kamerad Julius Ammann aus Bretten. Er hatte sich so auf Weihnachten daheim gefreut. Nach meiner Rückkehr konnte ich seine Eltern benachrichtigen.

Nach der Ankunft in Frankfurt wurde unser Elendshäuflein, viele hatten nur Fußlappen an den Füßen, zum Entlassungslager geführt. Einige waren so schwach, dass sie mit Lastwagen geholt werden mussten. Frauen gingen an uns mit mitleidsvollen Blicken vorbei, sie hatten Tannenbäumchen unter dem Arm. Wir alle hofften, an Weihnachten zu Hause zu sein.

Nach der Entlassung wurde bekannt gegeben, dass zur Zeit keine Züge von hier wegführen. Wer sich kräftig fühle, ein paar Kilometer zu gehen, könne noch einen Güterzug erreichen. Auch ich trat vor, besann mich aber wieder und trat zu den Nichtmarschierenden zurück. Die Marschierer zogen ab. Später erfuhren wir, dass sie in den sumpfigen Oderbruch geschickt wurden, wo sie Holzarbeiten zu verrichten hatten. Dies geschah zwei Tage vor dem Weihnachtsfest.

Am Abend des 24. Dezember 1945 wurden wir aus dem Lager und somit aus russischer Gefangenschaft entlassen. Ein eisiger Wind pfiff uns durch die dürftige Kleidung. Schmutzig, mit Holzpantoffeln oder Fußlappen an den Füßen, versuchten wir den Güterzug zu erreichen. Das war also der Heilige Abend 1945. Als wir hinter erleuchteten Fenstern Weihnachtsmelodien hörten, wurde uns das Herz recht schwer. Alle dachten an daheim, wo wir als vermisst galten. Am Weihnachtsmorgen erreichten wir mit einem Güterzug Berlin-Rummelsburg. Überall feiertäglich gekleidete Menschen. Man bestaunte uns und steckte uns Zigaretten und Gebäck zu. In einem Flüchtlingslager aßen wir am ersten Weihnachtstag zum ersten Mal nach langer Zeit wieder Salzkartoffeln. Wir vier aus der französischen Zone – alle anderen hatten sich in Berlin zerstreut – wurden von einer Rot-Kreuz-Schwester zu einer abendlichen Weihnachtsfeier geführt. Wir glattgeschorenen „Ehrengäste“ saßen in der ersten Reihe und zogen die Blicke auf uns. Wir hatten gehofft, an Weihnachten daheim zu sein. Ich dachte an meine Eltern, die sicher für ihren vermissten Sohn beteten. Mein Nebenmann weinte leise, als Weihnachtslieder gesungen wurden. Wir waren glücklich und froh, die Elendszeit der Gefangenschaft hinter uns zu haben. Jedes Jahr zur Weihnachtszeit denke ich mit großer Dankbarkeit an die Weihnacht 1945 in Berlin zurück. ❄

WOLFGANG SCHARP

Erinnerungen … an die Kriegsweihnacht 1944

Weihnachten ist für mich immer das einzige Fest, welches ich mit besonderer Aufmerksamkeit und Andacht begehe. Gerade in der Advents- und Weihnachtzeit wird man von den Erlebnissen der Vergangenheit besonders eingeholt. Heute weiß ich, dass das Weihnachtsfest mir immer viel Freude und Kraft für das ganze vor uns liegende Jahr gibt.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Doch die Kriegsweihnacht 1944 wird mir immer in lebhafter Erinnerung bleiben. Die Empfindungen von damals haben sich nun mal so tief eingeprägt, als wäre dies alles erst kürzlich geschehen.

Durch die Verwundung in Frankreich am 18. August 1944 kam ich über die Kriegslazarette Bordeaux, Freiburg und Bernburg im November 1944 nach Bethel bei Bielefeld. Die Eltern hatten kriegsbedingt eine Wohnung in Gütersloh, zum Hagenhof, erhalten. Die Entfernung von Gütersloh bis zu meinem Lazarett Bethel betrug rund 16 Kilometer. Diese Strecke ging meine Mama fast jeden Sonntag zu Fuß, um mich zu besuchen. Im Sommer 1997 bin ich mit Helga und Waltraud diesen Weg mit dem Auto abgefahren, und wir können nur staunen, welch enorme Leistung unsere Mama da vollbracht hat.

Die Eisenbahn hatte schon zum Teil wegen der alliierten Tieffliegerangriffe den Tagesverkehr fast völlig eingestellt. An jedem Tag und in jeder Nacht gab es jetzt Fliegeralarm.

Die Adventszeit war da. Nebel und Nässe überzogen das Land. Geschenke für Weihnachten kaufen – Winter 1944 – konnte kaum jemand.

Bastelarbeiten waren gefragt. Aus Stoffresten wurden kleine Puppen geschneidert und aus Holzresten kleine Figuren geschnitzt. Die Bauern auf dem Lande hatten wenigstens genug zu essen, wohingegen die Bewohner der Städte Hunger litten und kaum Brennholz und Kohle zum Heizen auftreiben konnten.

Das Weihnachtsfest rückte immer näher. Bei jedem Weihnachtsfest war ich zu Hause gewesen. Am Tag vor Heiligabend ging ich zur Schreibstube und bat den Feldwebel für den 24. und 25. Dezember um Ausgang nach Gütersloh zu den Eltern, es waren ja nur 16 Kilometer. Mein Antrag wurde abgelehnt. Es war Ausgangssperre. Heiligabend sollte ich nun hier verbringen – hier im Lazarettzimmer! Das war für mich unvorstellbar. Da wir uns ohnehin in Bethel frei bewegen durften, sah ich keine Schwierigkeit, den Freiraum um 16 Kilometer zu erweitern. So machte ich mich am Heiligabend 1944 gegen Mittag auf und spazierte durch bis Gütersloh. Es war dichter Nebel und eine himmlische Ruhe herrschte. Auf der ganzen Strecke kam nicht ein Fahrzeug, welches mich vielleicht hätte mitnehmen können.

Gegen 17.00 Uhr traf ich dann in Gütersloh, zum Hagenhof 14, ein. Was war ich froh, Heiligabend zu Hause zu sein! Es klingt wie ein Wunder, Mama hatte Pakete aus Pommern bekommen, mit Pute und Gans. So erwartete mich ein wunderbares Festessen, wie ich es von kleinauf kannte. Es war ein wunderschöner Abend, und ohne Fliegeralarm.

Am ersten Weihnachtstag nach dem Mittagessen musste ich den Rückweg antreten. Das war grausam. An beiden Hacken hatte ich mir große Blasen gelaufen. Über vier Monate war ich schon im Lazarett und das Marschieren nicht mehr gewöhnt. Nachdem Mama mich verarztet hatte, zog ich langsam los. Meine Füße taten sehr weh. Nach einer guten Viertelstunde hatte ich mich eingelaufen und an alles gewöhnt. Glücklich und zufrieden kam ich in Bethel an – und siehe da, keiner hatte etwas gemerkt und niemand hatte mich vermisst ...

Das war mein Weihnachten 1944. ❄

WALBURGA GIESSER

Unsere schönste Kriegsweihnacht

Wir schrieben das Jahr 1944, also Kriegszeit. Da machte sich meine Mutter nach langer Zeit mal wieder auf den Weg und nahm schwere Strapazen auf sich, um ihre Eltern zu besuchen. Sie lebten so etwa 25 Kilometer entfernt und bewirtschafteten eine kleine Landwirtschaft; es waren ihrer zwölf Geschwister. Davon sind zwei Brüder im Krieg gefallen.

Zuerst musste sie eine halbe Stunde zum Bahnhof laufen, um mit dem Bummelzug 13 Kilometer zu fahren. Von dort aus ging es zu Fuß bergauf, weiter durch Wald und Feld, der Heimat entgegen, nochmals so neun Kilometer.

Die Freude war ja groß, nach langer Zeit wieder bei den Eltern daheim zu sein. Es gab viel zu erzählen, aber sie musste sich beeilen, um vor der

Dunkelheit zu Hause zu sein. Als sich der Abschied näherte, hatte ihre Mutter allerhand für uns eingepackt. Eier, Butter, Speck und Brot, sie wusste ja, dass vier hungrige Mäuler und der Mann unruhig auf sie warteten.

Mein Vater lag zu der Zeit zweieinhalb Jahre eingegipst im Bett, von der Hüfte bis zur großen Zeh, denn sein Knie sollte versteift werden. Er war damals 43 Jahre alt. Da kann man sich vorstellen, wie knapp das Geld und das Essen waren.

Überglücklich und vollbepackt trat meine Mutter den langen und beschwerlichen Heimweg an und freute sich, dass wir für kurze Zeit wieder alle richtig satt werden sollten. Als sie dann müde und erschöpft in den Zug stieg, kam sie mit einer Frau aus Nürnberg ins Gespräch. Meine Mutter erzählte ihr auch, wo sie herkam.

Die Frau sah sehr traurig und niedergeschlagen aus und erzählte, dass sie bei ihren Verwandten gewesen war, um zu hamstern (betteln), denn sie habe einen kranken Mann zu Hause und hoffte, etwas Essbares für ihn zu bekommen. Leider wurde sie abgewiesen und musste schweren Herzens und mit leeren Händen die Rückreise antreten.

Als meine Mutter diese Geschichte hörte, gab sie ohne zu zögern Eier, Butter, Speck und Brot an die Frau ab, obwohl wir es selber notwendig gebraucht hätten. Diese konnte vor lauter Freude nicht begreifen, wie ihr geschah.

Kurz bevor meine Mutter ausstieg, sagte die Frau: „Das werde ich Ihnen nie vergessen!“ Kurz vor Weihnachten kam dann ein großes Paket mit der Post, und was kam zum Vorschein? Eine wunderschöne große Puppe mit einem ganz hübschen Kleid. Meine Mutter versteckte sie sofort unter ihrem Bett, denn es sollte ja eine große Überraschung fürs Fest werden. Meine Schwester und ich hatten sie aber bald entdeckt und spielten schon heimlich mit ihr. Das war das schönste Weihnachtsfest unserer ganzen Kindheit.

Meine Mutter hat sich dann ganz herzlich bei dieser Frau für das wunderbare Geschenk bedankt. Leider hat sie nichts mehr von ihr gehört. Ob sie bei den Fliegerangriffen ums Leben kam? Denn Nürnberg wurde schwer bombardiert und beschossen und alles lag in Schutt und Asche. ❄

KARL-HEINZ GANSER

Weihnachten mit Anastasia

Meine Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft im Dorf. Vater war vom Militärdienst freigestellt. Er musste dafür in den Kriegsjahren täglich mit Pferd und Wagen in mehreren Dörfern die Milch bei den Bauern abholen und zur Molkerei fahren. Meistens kam er erst am späten Nachmittag nach Hause, so dass meine Mutter viele Arbeiten im Stall und auf dem Feld alleine verrichtete. Daneben musste sie noch uns vier Kinder versorgen.

Als ihr dann im Herbst 1943 eine junge Russin als Hilfe zugeteilt wurde, war das für sie eine spürbare Erleichterung. Das Mädchen war 25 Jahre alt, sehr scheu und konnte etwas Deutsch. Im Obergeschoss unseres Hauses hatte mein Vater ein Zimmer hergerichtet, in das ich nach den Ferien einziehen sollte. Ich war schon sehr enttäuscht, dass dort nun das russische Mädchen untergebracht wurde und ich mit zehn Jahren auf mein eigenes Zimmer verzichten musste.

„Du willst doch nicht, dass Anastasia auf dem Heustall schlafen soll wie die arme Anuschka, die beim Ortsbauernführer arbeiten muss“, sagte meine Mutter zu mir, als ich bei ihr motzte.

Anastasia lebte sich rasch ein, war meistens vergnügt und machte ihre Arbeit gut. Obwohl es offiziell verboten war, saß sie bei jeder Mahlzeit mit uns am Tisch. Nur wenn es an der Haustür klopfte, musste sie sofort in die Küche verschwinden.

In der riesigen Strohmiete, die nicht weit von unserem Haus stand, hatte ich mir einen geheimen Gang durch die Ballen gebaut. So konnte ich alles rund um die Miete genau beobachten. Eines Nachmittags hörte ich plötzlich in der Nähe flüsternde Stimmen. durch

meinen gut getarnten Ausguck konnte ich sehen, wie in einer Ecke des Strohschobers Anastasia mit einem mir fremden Mann tuschelte. Ab und zu küssten sie sich.

Am nächsten Tag, wir waren gerade alleine in der Küche, fragte ich Anastasia, ob sie einen Freund habe. Erst sah sie mich verblüfft an, doch dann wurde sie traurig. In ihrem gebrochenen Deutsch versuchte sie mir zu erklären, dass niemand wissen dürfe, dass sie sich mit ihrem russischen Freund heimlich treffen würde. „Wenn du sagen … du uns sehen … schießen Deutsche … uns tot!“, seufzte sie. Ich konnte mir das zwar nicht vorstellen, doch ich spürte instinktiv, dass ich diese Beobachtung für mich behalten musste. Meinen Eltern habe ich auch nichts davon gesagt.

Schließlich kam der Heilige Abend, auf den wir Kinder so sehnsüchtig warteten. Das „gute Zimmer“ (es wurde nur an Sonn- und Feiertagen benutzt) war schon Stunden vorher für uns abgeschlossen. Mutter und Anastasia huschten zwischendurch rein und raus, um alles für die Bescherung vorzubereiten. Nachdem die ganze Familie gebadet hatte, ging ich mit meinen Eltern um 20 Uhr in die Christmette. Anastasia „verwahrte“ inzwischen meine Geschwister.

Dann war es endlich soweit. Wir Kinder sahen den festlich geschmückten Weihnachtsbaum überhaupt nicht, sondern versuchten abzuschätzen, welche Geschenke wohl in den mit bunten Bändern verschnürten Paketen waren. Doch bevor ausgepackt werden durfte, mussten sich alle um die Krippe stellen, um ein Weihnachtslied zu singen. „Wo bleibt Anastasia?“, fragte Vater meine Mutter. „Ich habe alles versucht, aber sie will nicht runterkommen. Sie sagt, das ist ein Abend nur für die Familie. Ich verstehe sie nicht!“ Mutter sah traurig aus. Vater überlegte einen Moment. „Dann geh du doch nach oben“, sagte er zu mir, „vielleicht kannst du sie überreden.“

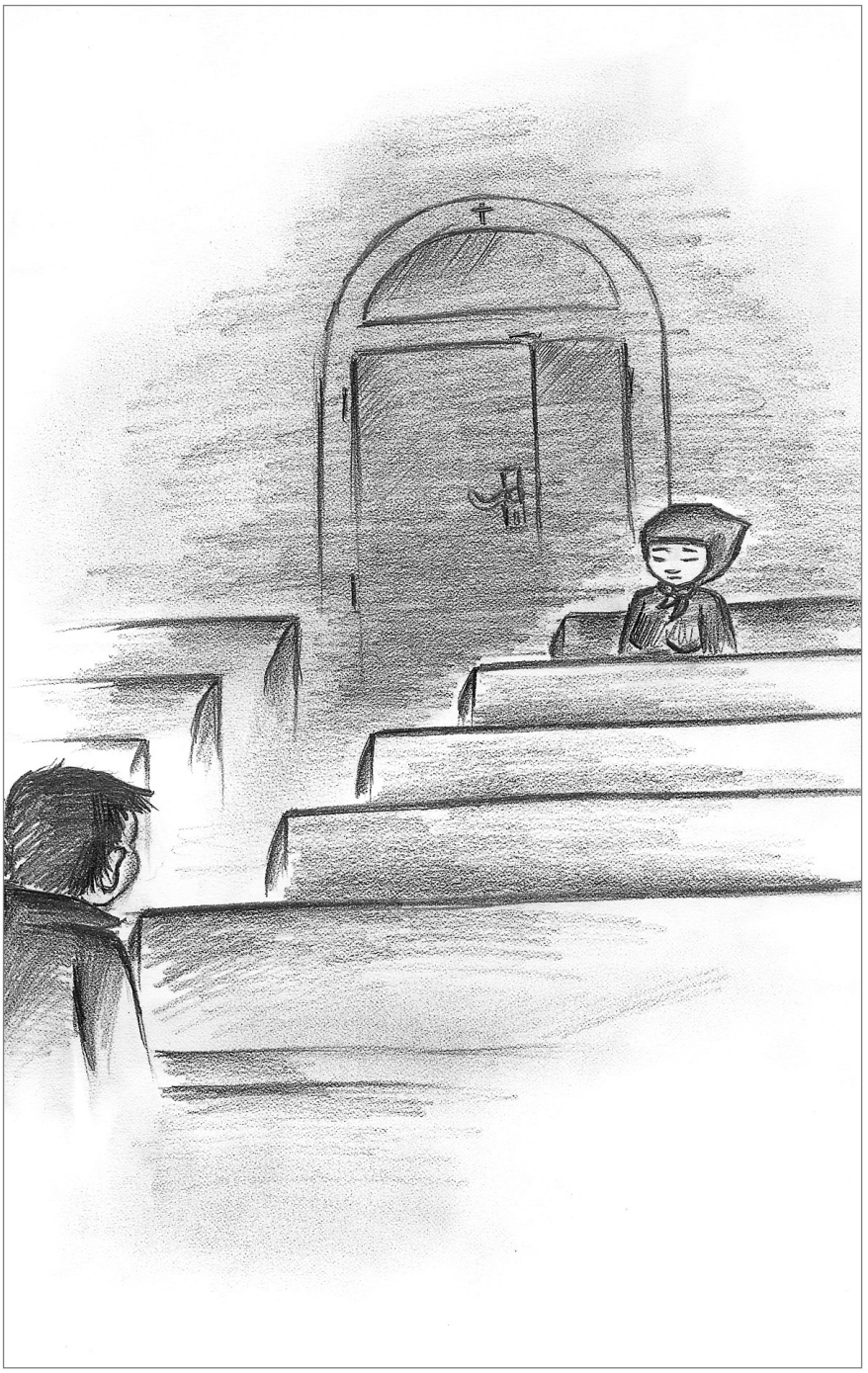
Ich rannte los und sah, als ich die Tür aufmachte, dass Anastasia vor dem Tisch saß und in Gedanken versunken auf eine kleine Marien-

ikone starrte. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich auf sie eingeredet habe, aber schließlich kam sie doch mit nach unten. Ohne sie zu fragen, nahm ich einfach das Marienbild mit. Die Ikone (damals wusste ich natürlich nicht, dass man so etwas Ikone nannte) stellte ich in der Krippe direkt vor das Jesuskind und sagte: „Jetzt hat das Christkind eine deutsche und eine russische Mutter!“ Alle sahen sich erstaunt an, aber keiner sagte etwas. „Jetzt wollen wir ein Weihnachtslied singen“, sagte Vater. Doch dann drehte er sich zu Anastasia um und meinte: „Vielleicht kannst du vorher ein russisches Lied singen?“ „Oh, … nein, ich nicht singe … aber … “ stammelte sie verlegen, doch dann zog sie nach einer Weile eine kleine, selbst geschnitzte Holzflöte hervor und begann zu flöten. Es war für mich eine sehr fremde Melodie, doch für meine Mutter wohl nicht, denn sie summte ganz leise mit. Danach stimmte mein Vater das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ an, und ich wunderte mich, dass Anastasia versuchte, zaghaft mitzusingen.

Jetzt durften wir endlich unsere Geschenke auspacken. Aus dem großen Karton konnte ich tatsächlich den so sehnlichst gewünschten Roller herausziehen. Meine Schwester Christa liebkoste gleich ihre Stoffpuppe. Nur mein Bruder Ralf war enttäuscht, dass es statt der erhofften elektrischen nur eine Holzeisenbahn war, die zum Vorschein kam. Unserem Jüngsten, dem einjährigen Paul, waren die vor ihm liegenden Holzklötze ziemlich egal. Er versuchte in Richtung Weihnachtsbaum zu krabbeln.

Anastasia bedankte sich überschwänglich für die geschenkten Kleidungsstücke. Als ich mit dem Roller in der Küche meine Runden drehte, kam Anastasia herein und steckte mir schnell ihre Holzflöte zu und sagte: „Danke, weil du von Stroh nichts sagen.“ „Ist doch Ehrensache“, erklärte ich stolz und drehte die nächste Runde.

Am ersten Weihnachtstag warteten wir am Mittagstisch vergebens auf Anastasia. Meine Mutter ging nach oben und es dauerte sehr lange, ehe sie zurückkam. Mit sorgenvollem Gesicht erzählte sie dann, dass



Anastasia völlig verzweifelt sei und ihr anvertraut habe, dass der Gendarm ihren Freund abgeholt habe. Wie schnell sich bei den Großen doch alles ändert, dachte ich. Vor einigen Wochen war es noch ein Geheimnis zwischen Anastasia und mir. Und heute erzählte sie davon meiner Mutter. Beim Festessen sprachen meine Eltern erregt miteinander. Ich verstand nur so viel, dass Vater mit dem Bauern reden wollte, bei dem der junge Mann gearbeitet hatte. Ich spürte, dass die Weihnachtsstimmung im Haus getrübt war, und überlegte, ob ich versuchen sollte, Anastasia zu trösten. Aber ich ließ es dann doch sein.

Zwei Tage später schickte mich meine Mutter zur Kirche, um ein Fläschchen Weihwasser zu holen. Als ich zum Weihwasserbecken ging, sah ich in der letzten Bank eine zusammengekauerte Gestalt. Das Kopftuch kam mir bekannt vor, und als ich mich vorsichtig heranschlich, sah ich, dass es Anastasia war. Ich war überrascht, denn ich hatte noch nie gesehen, dass sie, solange sie bei uns war, einmal in der Kirche war. Während ich so dastand und überlegte, ob ich sie ansprechen sollte, drehte sie sich plötzlich um. Ich sah, dass sie die Ikone mit beiden Händen fest umklammert hielt und geweint hatte. Dann flüsterte sie mir leise zu: „Ich jetzt weit weg gehe … du nichts sagen? … Bitte!“ Dann sprang sie auf und stürzte aus der Kirche. Total irritiert trödelte ich nach Hause.

Hier herrschte große Aufregung, denn meine Eltern hatten bereits das plötzliche Verschwinden von Anastasia bemerkt. Mein Vater wollte sofort den Gendarmen anrufen, aber meine Mutter meinte, dass es bestimmt besser für Anastasia sei, bis morgen früh zu warten, denn sie könne ja noch zurückkommen. Ich war froh, dass mich niemand fragte, ob ich sie vielleicht gesehen hätte.

Als mein Vater am späten Nachtmittag von seiner Milchtour heimkam, ging er sofort in die Küche zu meiner Mutter. Die beiden redeten und redeten, mal laut und dann wieder leise. Ich versuchte zu lauschen, aber ich konnte nichts Richtiges verstehen. Ich ahnte, dass

etwas Schreckliches passiert sein musste, und so fragte ich beim Abendessen: „Ist was mit Anastasia?“ Ich habe meine Eltern selten so niedergeschlagen gesehen wie in diesem Moment. Lange schwieg meine Mutter, dann nahm sie mich in ihre Arme und murmelte: „Ach, Junge! Der schreckliche Krieg ist an allem schuld. Anastasia und ihr Freund sind auf der Flucht erschossen worden. Sie sind jetzt bei Gott!“ ❄

KAPITEL VI

Weihnachten in der Fremde

Ich steh' an deiner Krippe hier

Ich steh' an deiner Krippe hier,
o Jesu, du mein Leben;
ich komme, bring' und schenke dir,
was du mir hast gegeben.
Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn,
Herz, Seel' und Mut, nimm alles hin
und lass dir's wohl gefallen.

(2) Da ich noch nicht geboren war,
da bist du mir geboren
und hast dich mir zu eigen gar,
eh' ich dich kannt', erkoren.
Eh' ich durch deine Hand gemacht,
da hast du schon bei dir bedacht,
wie du mein wolltest werden.

(3) Ich lag in tiefer Todesnacht,
du warest meine Sonne,
die Sonne, die mir zugebracht
Licht, Leben, Freud' und Wonne.
O Sonne, die das werte Licht
des Glaubens in mir zugericht',
wie schön sind deine Strahlen.

(4) Ich sehe dich mit Freuden an
und kann mich nicht satt sehen;
und weil ich nun nichts weiter kann,
bleib ich anbetend stehen.
O dass mein Sinn ein Abgrund wär'
und meine Seel' ein weites Meer,
dass ich dich möchte fassen.

Text: Paul Gerhardt (1653); Melodie: Johann Sebastian Bach (1736/Wittenberg)

Ihr Kinderlein kommet

Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all,
zur Krippe her kommet, in Bethlehems Stall;
und seht, was in dieser hochheiligen Nacht,
der Vater im Himmel für Freude uns macht.

(2) O seht in der Krippe im nächtlichen Stall,
seht hier bei des Lichtleins hellglänzendem Strahl
in reinlichen Windeln das himmlische Kind,
viel schöner und holder, als Engel es sind.

(3) Da liegt es, das Kindlein auf Heu und auf Stroh;
Maria und Josef betrachten es froh;
die redlichen Hirten knien betend davor,
hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor.

(4) O beugt wie die Hirten anbetend die Knie,
erhebet die Hände und danket wie sie;
stimmt freudig, ihr Kinder, wer wollt sich nicht freun?,
stimmt freudig zum Jubeln der Engel mit ein!

(5) Was geben wir Kinder, was schenken wir dir,
du bestes und liebstes der Kinder, dafür?
Nichts willst du von Schätzen und Reichtum der Welt,
ein Herz nur voll Demut allein dir gefällt.

(6) So nimm unsre Herzen zum Opfer denn hin;
wir geben sie gerne mit fröhlichem Sinn;
und mache sie heilig und selig wie deins,
und mach sie auf ewig mit deinem in eins.

Text: Christoph von Schmid (1768-1854); Melodie: Johann Abraham Peter Schulz (1747-1800)

WALTER SCHLICK

Meine wahre Weihnachtsgeschichte

Im Herbst des Jahres 1944 mussten wir Hals über Kopf aus unserem Heimatdorf in Ostpreußen vor den heranrückenden Russen flüchten. Wir, das waren meine Mutti und meine Großeltern. Mein Papa war in Russland Soldat und lag schwerverwundet irgendwo in einem Feldlazarett in Feindesland. Lange, viel zu lange hatte Ostpreußens Gauleiter den Räumungsbefehl für die Zivilbevölkerung hinausgezögert. Jetzt zog das ganze Dorf in einem aus vielen Gespannen bestehenden Flüchtlingstreck in südwestliche Richtung davon, begleitet von unübersehbaren Viehherden, die schon aus dem Memelland ebenfalls auf dem Marsch waren. Die Kühe brüllten vor Schmerzen, sie waren schon wochenlang nicht gemolken worden.

Für mich hatte die Flucht bis jetzt durchaus einen Hauch von Abenteuer in sich. Der uns in den ersten Tagen aus dem Rücken begleitende Kanonendonner war immer leiser geworden, hatte schließlich ganz aufgehört. Niemand zweifelte im geringsten daran, dass wir nur vorübergehend die Heimat verlassen mussten. Schließlich hatte man uns das fest versprochen, und meine Großeltern erzählten immer wieder, auch im Ersten Weltkrieg hätten sie vor den russischen Kosaken kurzzeitig flüchten müssen. Und letztendlich, der Führer ließe doch keinen deutschen Volksgenossen im Stich ...

Wir waren inzwischen im vorgesehenen „Aufnahmekreis“ Wormditt angelangt und wurden im Gehöft des Ortsbauernführers in einer kleineren Ortschaft einquartiert. Es war den Umständen entsprechend alles gut organisiert. Wir vier hatten in einem geräumigen Zimmer Platz gefunden, Oma konnte dort kochen, für Verpflegung war ausreichend gesorgt und sogar die Post wurde pünktlich nachgeschickt. Papa hatte geschrieben, dass er vielleicht in ein Heimatlazarett nach Westdeutschland verlegt würde.

Zur Krönung mussten wir Kinder, und das gefiel mir persönlich überhaupt nicht, auch an dem ausgezeichnet funktionierenden Schulbetrieb teilnehmen. Aber, wie gesagt, alles war ja nur vorübergehend, sicher ging es schon bald zurück. Wir wussten inzwischen, dass die Ostfront in Ostpreußen tatsächlich zum Stehen gebracht wurde.

Der ostpreußische Winter brach mit seiner gewohnten Strenge und viel Schnee herein, aber wir hatten ja nichts auszustehen. Wir hatten eine warme Stube, besaßen warme Kleidung, hatten genug zu essen und die Pferde waren im warmen Stall und konnten von Opa gut versorgt werden.

Die sechste Kriegsweihnacht rückte heran. Papa konnte wieder nicht dabei sein, aber sicher würde die Mutti wieder kleine Geschenke herbeizaubern. Der Weihnachtsbaum war zwar schön gewachsen und auch groß, hatte aber nicht den gewohnten üppigen Schmuck. Aber einige wenige Lamettafäden zierten ihn schon, und die geschickt drapierten „Hindenburg-Lichter“ brachten auch einiges an festlichem Glanz.

Der Heilige Abend war da. Das Land, das Dorf strahlte eine feierliche und festliche Ruhe aus. Schon war es dunkel geworden, Oma hatte ein festliches Weihnachtsmahl vorbereitet und wegen der Fremde kamen bei Mutti und Oma nun doch ein paar Tränen hervor. In dieser Stimmung klopfte unser Quartierwirt an die Tür, wünschte uns ein frohes und gesundes Weihnachtsfest und sagte schließlich, es sei ihm zwar peinlich, aber er müsste in „unserem“ Zimmer noch eine weitere Person unterbringen. Damit machte er die Tür frei und führte unseren Papa herein! Papa musste zwar an Krücken gehen, aber er war da, er war seit sechs Jahren nun erstmals zu Weihnachten bei uns, bei seinen Lieben! Papa hatte einen vorgezogenen Genesungsurlaub bekommen, weil das Lazarett verlegt wurde. Muss ich erst betonen, dass unser Papa für uns das aller-, allerschönste Weihnachtsgeschenk war, das man sich nur denken kann? Jeder einzelne Tag, jede Stunde war herrlich, ich hätte die ganze Welt umarmen können. Es war das schönste Weihnachten, das ich, das wir alle, je erlebt hatten, obwohl wir nicht zu Hause sein konnten.

Die Tage vergingen wie im Flug. Mitte Januar musste Papa wieder an die Front. Obwohl er noch eine Krücke brauchte, war er bereits wieder „kriegsverwendungsfähig“. Opa brachte ihn mit einem ausgeliehenen Pferdeschlitten zum Fronturlaub in die Kreisstadt. Mutti und ich winkten noch immer, obwohl der Zug gar nicht mehr zu sehen war. Wir sahen uns gegenseitig auch nicht an und sprachen nicht miteinander. Es ging auch nicht, die Augen waren voller Tränen und die Stimmen versagten.

Wir haben unseren Papa nie wieder gesehen, er war in seiner Einheit gar nicht mehr angekommen. Später hieß es, der Zug sei bombardiert worden und die Überlebenden wären von Partisanen niedergemacht worden.

Als wir in unser Quartierdorf zurückkamen, lag der erneute Räumungsbefehl schon vor. Noch in der Nacht mussten wir bei klirrender Kälte aufbrechen. Unser Heimatdorf sahen wir nie wieder. Wir erfuhren später, es sei durch die Kampfhandlungen dem Erdboden gleich gemacht worden. Nach grauenvollen Erlebnissen und schrecklichen Strapazen kamen wir 1947 von den Russen los.

Unser gesegnetes Weihnachten von 1944 werde ich, so lange ich lebe, nie vergessen. ❄

IRENE MARCHEWA

Auch eine Weihnachtsgeschichte …

Es begab sich aber zu der Zeit, als der Große Krieg zu Ende gegangen war und Millionen von Menschen heimatlos und ohne Obdach durch die Welt irrten oder in großen Lagern gefangen gehalten wurden.

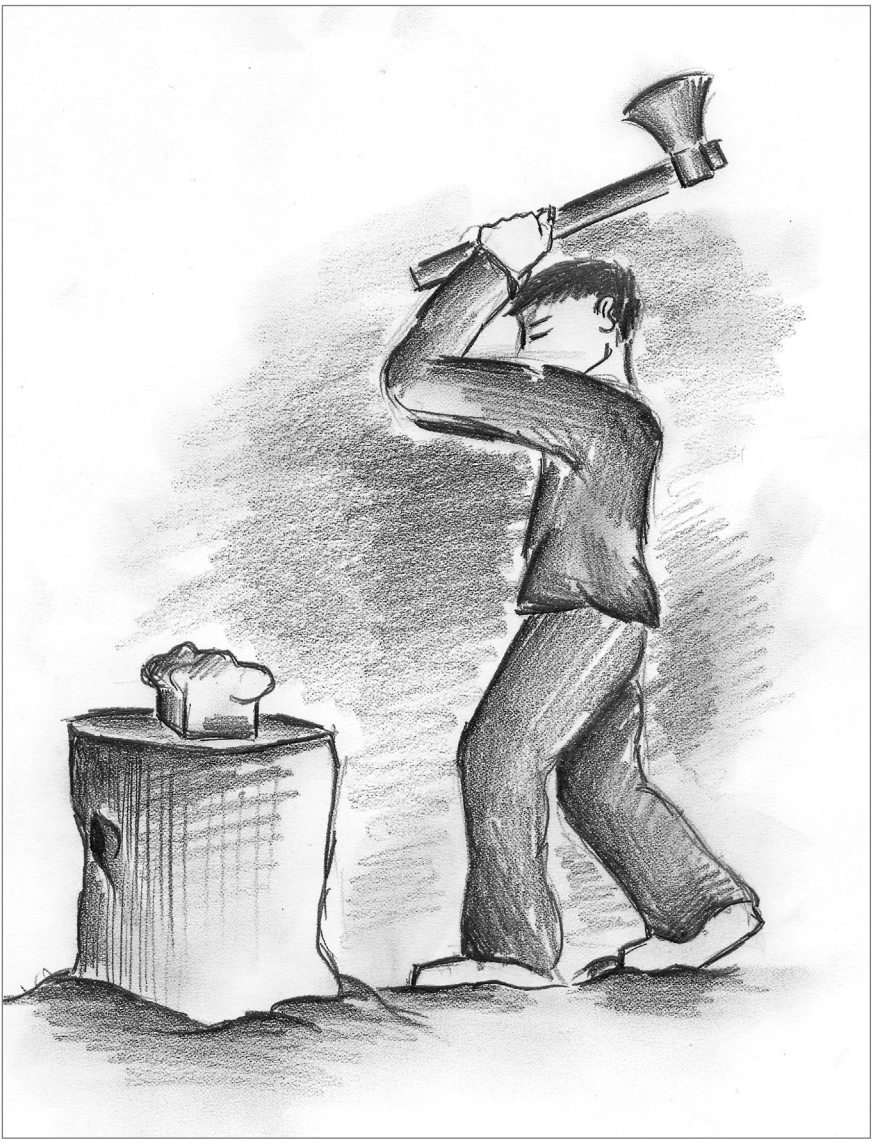
Wir waren noch einmal davongekommen, mit dem nackten Leben; der Kelch war an uns vorübergegangen. Wir hätten auch singen können „Hurra, wir leben noch!“, denn was hatten wir nicht alles überstehen müssen.

Am 3. November 1945 hatten wir uns auf den Weg gemacht. Wir mussten unsere Heimat verlassen, weil wir nicht Polen werden wollten, und wir hätten diesen Winter in unserer Heimat auch nicht überlebt.

Wir waren nach einer langen schweren Zeit aus unserer Heimatstadt Rößel in Ostpreußen halb verhungert und krank am 11. Dezember 1945 in Barendorf, im Kreis Schönberg in Mecklenburg, angekommen. Wir konnten auch nicht singen: „O du schöne Zeit“, wie es in einem Weihnachtslied heißt, denn für mich war es wohl die schlimmste Zeit meines Lebens.

Wir, das war unsere Mutter mit uns vier Kindern, Benno, Irmgard, Renate und mir, und die Familie Marchewa mit ihren sechs Kindern, Ulla, meiner Freundin, Luzia, Hilla, Dorothea, Maria und Roswitha. Wo ihre anderen beiden Kinder Lisa und Georg waren, wusste sie nicht, ebenso wenig, wo ihr Mann war, so wie wir nicht wussten, was mit unserem Vater geschehen war.

Doch wir hatten endlich wieder ein Dach über dem Kopf, konnten heizen, wenn wir Holz aus dem Wald holten, und wir konnten uns etwas



kochen, wenn wir etwas hatten. Wir sahen alle erbärmlich aus und besaßen nur das, was wir am Körper trugen. Wir waren im ehemaligen Backhaus des Dorfes untergebracht. Man kam von draußen gleich in die Küche, in der nichts weiter als ein aus Ziegeln gemauerter Herd stand. Dann gab es noch eine Stube mit einem Kachelofen und einem Alkoven.

Den Alkoven, in den Stroh gepackt war, bezogen wir. Familie Marchewa bezog eine Ecke des Raumes in der Nähe des Ofens. Um nicht zu erfrieren, mussten wir Tag und Nacht heizen, doch bei dem nassen Holz, das wir im Wald unter dem Schnee suchen mussten, war das gar nicht so einfach.

Ausziehen konnten wir uns auch nicht, und so schliefen wir in den Sachen, die wir tagsüber trugen. Zum Glück besaßen wir noch jeder einen Mantel, der uns nachts als Decke diente. Durch ein spärliches Fenster fiel am Tage Licht in den Raum. Der Morgen begann für uns, wenn es hell wurde, und abends saßen wir im Dunkeln, denn elektrisches Licht gab es nicht. Wir waren die ersten Vertriebenen, die in dieser Verfassung in dem Dorf angekommen waren, und dementsprechend behandelte man uns auch.

Wir haben alle sehr darunter gelitten, ich ganz besonders, denn meine Haare waren noch nicht nachgewachsen, und so wurde ich so manches Mal verspottet. Ganz schlimm war die Mutter des Bürgermeisters. Wenn wir wegen Lebensmittelkarten oder anderer Angelegenheiten zum Bürgermeister mussten, dann war sie gleich da und wischte hinter uns den Türdrücker und die Stühle ab, auf denen wir gesessen hatten.

Es fielen auch solche Bemerkungen wie: „Vadders, wenn dee Flüchtlinge watt hatt hädden, denn häddens doch ok watt mitbröcht, nich Vadders?“ – Es tat immer wieder weh, so etwas zu hören, aber wie sollten diese armen Menschen auch wissen, welcher Hölle wir alle entronnen waren. Wir haben viel gehungert, viel gebetet und noch mehr geweint.

Vor Weihnachten brachte man uns noch die uns zustehenden Einkellerungskartoffeln. Sicher werden wir Weihnachten 1945 wohl nicht gehungert haben, denn nach sechs Wochen waren unsere Kartoffeln, die bis zur nächsten Ernte hätten reichen sollen, verbraucht. So mussten wir zusehen, wie und woher wir bis dahin welche bekamen, doch das ist eine andere Geschichte.

Jedenfalls brachte man uns zwei Tage vor Weihnachten den Kopf einer Kuh, mit Fell, Augen und Ohren. Während wir noch überlegten, wie wir

nun mit diesem Kopf fertig werden sollten, wurde er auch schon wieder abgeholt. Er war zu schade für uns und nur aus Versehen bei uns gelandet. So werden wir uns am Heiligen Abend wohl alle in den Schlaf geweint haben.

Am Morgen des ersten Feiertages gab es allerdings eine Überraschung. Unsere Mütter hatten einen Kuchen gebacken. Es waren sogar ein paar Streusel drauf. Man war großzügig im Dorf gewesen und hatte uns etwas Mehl und Sauerteig zukommen lassen. Doch der Kuchen war so hart, dass man ihn nicht schneiden konnte. Mein Bruder Benno ging zum Hauklotz und hackte ihn klein. Wir tranken dazu schwarzen Muckefuck und weichten den Kuchen erst im Mund auf. Trotz allem schmeckte er köstlich.

Ich habe in all den Jahre und vor allen Dingen zur Weihnachtszeit oft daran denken müssen und daran, wie ungerecht es doch in der Welt zugeht. Für uns war jeder Tag aufs Neue ein Kampf ums nackte Überleben. Und die Leute im Dorf? Sie legten sich jeden Abend satt und zufrieden in ihre warmen Betten. Ebenso die Flüchtlinge, die vor uns in dieses Dorf gekommen waren, denn sie hatten viel von ihrem Hab und Gut mit Pferd und Wagen mitbringen können und hatten Land und Vieh durch die Bodenreform erhalten. Sie besaßen Getreide und Kartoffeln, hatten Groß- und Kleinvieh und konnten schlachten und schimpften über das, was sie an den Staat abliefern mussten.

Sobald im Dorf etwas gestohlen wurde, kam man zu uns und sah uns in den Kochtopf. Es war für uns eine schwere Zeit. Wir haben viel erdulden müssen und wurden gedemütigt. Doch eines konnte man uns nicht nehmen: unsere Würde.

Wir waren Gott dankbar, dass wir überlebt hatten und zusammen waren. Wie vielen Menschen ging es noch schlechter!

Frau Marchewa wurde später meine Schwiegermutter, doch das wusste ich damals noch nicht. ❄

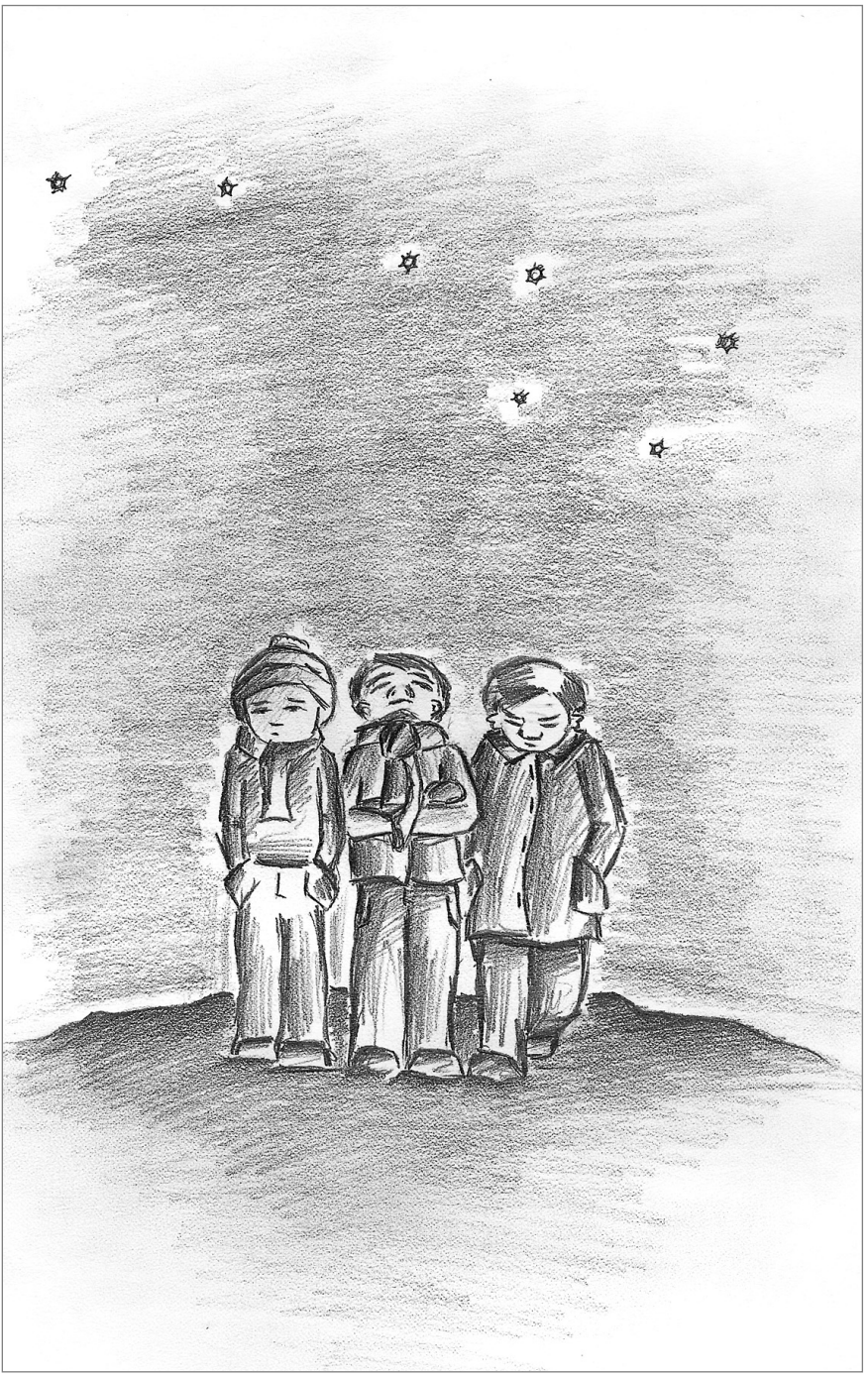
WALTER WESTERMANN

Licht der Sterne

Weihnachten 1944 erlebe ich als 13-jähriger mit 60 gleichaltrigen Jungen und zwei älteren, wehrdienstuntauglichen Lehrern in der Kinderlandverschickung (KLV) im damaligen Protektorat Böhmen und Mähren, eintausend Bahnkilometer vom heimatlichen Hamburg entfernt. Die Familie daheim ist völlig auseinandergerissen. Mutter ist vor den Luftangriffen aufs Land geflüchtet, Vater leistet in München Dienst bei der OT (Organisation Todt), mein älterer Bruder ist Soldat bei der Infanterie und kämpft im abgeschnittenen Kurland. Und ich sitze wie die anderen Jungen auf gepacktem Koffer und warte auf unsere Verlegung westwärts, weg von der aus Ungarn und der Slowakei heranrückenden sowjetischen Front.

Heiligabend versammeln wir uns im gemeinsamen Esssaal. Wir haben einen Tannenbaum mit etwas Lametta und wenigen Kerzen geschmückt, unsere Lehrer für jeden einen bunten Teller mit etwas Obst sowie ein paar Keksen und Süßigkeiten hergerichtet. Sie verteilen die wenigen rechtzeitig eingetroffenen Briefe und Päckchen. Für mich und andere ist keine Post dabei, vermutlich ist sie unterwegs bei einem der vielen Luftangriffe verbrannt. Unsere aufgesetzte Fröhlichkeit ist schnell verflogen. Die Lehrer, selbst von ihren Familien getrennt und wehmütig gestimmt, zeigen Verständnis, dass sich die Gemeinschaftsrunde bald auflöst, weil jeder mit seinen Gedanken allein sein und die Tränen des Heimwehs nicht offen zeigen möchte.

Ich gehe mit zwei Freunden hinaus in den frostklaren Abend. Ziellos zunächst, werden wir bald von weihnachtlichem Gesang angelockt, der aus dem nahen Wehrmachtslazarett gedämpft nach draußen dringt und uns feierlich und wehmütig zugleich stimmt. Auch ein spontaner Besuch im KLV-Lager der Hamburger Mädchen, mit denen wir während des



gemeinsamen achtmonatigen Hierseins Freundschaft geschlossen und die uns über gelegentliches Heimweh hinweggeholfen haben, macht uns nicht froher. Wir werden nach verschiedenen Orten verlegt und können uns auf ungewisse Zeit nicht wiedersehen.

Auf dem Nachhauseweg sind wir bedrückt und schweigsam. Erst jetzt bemerke ich die Stille und Dunkelheit ringsum. Kein Verkehr, kein Mensch außer uns unterwegs, selbst der kleine Flusslauf neben uns ist zu Eis erstarrt. Nur unsere Schritte knirschen im gefrorenen Schnee. Die verstreut liegenden Häuser sind wegen der feindlichen Flugzeuge abgedunkelt, die Straßenlampen ausgeschaltet. Nur die roten Signallampen vom kleinen Bahnhof scheinen herüber.

Umso intensiver leuchtet der Sternenhimmel über uns. Da steht der Große Wagen und in Verlängerung seiner Hinterachse hoch darüber der Polarstern als Deichselstern des kleinen Wagens. Sie erscheinen mir wie ein Gruß von daheim, denn auch dort steht dasselbe Sternbild am Nachthimmel. Plötzlich ist die Heimat gar nicht mehr so weit weg. Kein anderer Heiligabend ist mir so eindringlich in Erinnerung geblieben.

PS: Erst nach Kriegsende kann ich meine Mutter nach abenteuerlicher Heimkehr gesund in den Arm nehmen. Ganz unverhofft kommt auch mein Bruder nach Hause. Er hat sich noch am Tag der Kapitulation mit einem Schiff aus Kurland retten können. Nur auf meinen Vater warten wir vergebens. Er kommt knapp vier Wochen vor Kriegsende bei einem Luftangriff ums Leben. ❄

GUNTER SPONHOLZ

Fundsache

Meine Weihnachtsgeschichte beginnt schon im Sommer, im Sommer des Jahres 1945. Die Flucht hatte uns nach mancherlei Umwegen in ein kleines Dorf in der Prignitz geführt. Dort erlebten wir den Einmarsch der Roten Armee und das Kriegsende. Neben der großen Unsicherheit plagte uns bald schon der Hunger. Der kleine Krämerladen im Ort war restlos ausgeplündert und gab nichts mehr her. Und auch der Bäcker, der einstmals seine Waren angeboten hatte, kam nicht mehr. Doch eines Tages, es muss so Ende Mai gewesen sein, verbreitete sich im Dorf das Gerücht, in einem größeren Nachbarort, etwa fünf Kilometer entfernt, gäbe es Brot. Ein Brot pro Person! Dass ich, mit meinen 15 Jahren der einzige „Mann" in der Familie, gehen musste, war sofort klar. Doch dann entschloss sich meine ein paar Jahre ältere Schwester, mich zu begleiten. Zwei Personen bedeutete ja immerhin auch zwei Brote! So machten wir uns, mit guten Ratschlägen versehen, auf den Weg. Dabei galt es, möglichst keinem russischen Soldaten zu begegnen. Denn in jenen Tagen wurden immer wieder willkürlich aufgegriffene und dann streng bewachte Jugendliche als Viehtreiber benutzt. Diesem Schicksal wollten wir natürlich entgehen.

So marschierten wir denn, immer nach allen Seiten Ausschau haltend, unverzagt die Chaussee entlang und hatten schon einige Kilometer unbehelligt zurückgelegt. Doch dann war es soweit: In der Ferne erblickten wir einen Trupp Rotarmisten, der uns entgegen kam. Nun galt es schnell in Deckung zu gehen. Ein kleines Bauerngehöft am Straßenrand bot sich als Schutz an. Auf den ersten Blick sah man, dass es nicht nur unbewohnt, sondern auch völlig ausgeplündert war. Es gab keine heilen Fensterscheiben, die Türen standen offen, auf dem Hof lagen zerschlagene Möbel inmitten von allerlei Unrat. So schnell wir konnten, eilten wir durch den ziemlich verwilderten Garten und versteckten uns hinter dem Haus. Ängstlich lauschten wir auf die Geräusche der Marschierenden, sie wur-

den lauter, waren auf unserer Höhe, und dann wieder leiser. Man hatte uns nicht entdeckt! Trotzdem verließen wir erst nach geraumer Zeit und unter größter Vorsicht unser Versteck. Und da entdeckten wir ihn, den Karton, versteckt unter einem Gebüsch im Garten. Neugierig untersuchten wir ihn, in der Hoffnung, etwas Essbares oder zumindest etwas Brauchbares zu finden. Doch er enthielt etwas gänzlich Unerwartetes, nämlich Christbaumschmuck, viele bunte Kugeln, Lametta, Kerzenhalter, dazu eine Schachtel mit roten Kerzen und sogar eine Tannenbaumspitze, wie wir sie Hause gehabt hatten. Wir waren uns einig: Das nehmen wir auf dem Rückweg mit! Schnell wurde der Karton wieder versteckt. Dann zogen wir weiter und waren bald wieder, jeder mit einem Brot, am Fundort. Abwechselnd trug jeder mal die Brote und mal den etwas unhandlichen Karton. Der wurde zu Hause zwar nicht so bestaunt und willkommen geheißen wie die Brote, aber immerhin …

Der Sommer verging, der Winter kam, und endlich war Weihnachten. Einen Tannenbaum hatten wir aus dem nahen Wald besorgt. Und dann schmückten wir ihn mit all den schönen Sachen, wobei die Kerzen den Höhepunkt bildeten. Mit insgesamt sechs Personen saßen wir in der kleinen, aber warmen Stube. Holz war reichlich vorhanden. Denn Wochen zuvor hatten wir unter Anleitung der Ortsansässigen in mühevoller, ungewohnter Arbeit Bäume gefällt, zersägt und kleingehackt. Auch an Essen mangelte es nicht: im Sommer schwitzend am Dreschkasten gearbeitet, aber dafür gab es Mehl als Lohn. Im Herbst Rüben gezogen, vom Deputat Sirup gekocht, und Mutter backte Kuchen und Plätzchen. An diesem Heiligen Abend vergaßen wir für einige Stunden beinahe alle Zukunftssorgen. Doch uns wurde mehr und mehr klar, dass es in diesem kleinen Dorf keinen Neuanfang für uns geben konnte. So schlossen wir uns denn im Januar 1946 einem Transport an, der uns in den Westen brachte. Den Tannenbaumschmuck aber ließen wir zurück. Möge er anderen dann genau so viel Freude gemacht haben wie uns Heimatlosen in der ersten Nachkriegsweihnacht. ❄

Alphabetisches Autorenverzeichnis

Augustin, Gisela 178
Bauer, Gilda 146
Berg, Alfons 66
Birnbaum, Hilda 174
Bomm, Helmut 19
Dehning, Hans J. 131
Ganser, Karl-Heinz 168, 209
Giersch, Herbert 114
Gießer, Walburga 206
Haug, Hans 106
Hausmann, Hans 184
Hempel, Kurt 22
Hummel, Franz 104
Höß, Alois 58
Ittner, Erich 126
Jung, Richard 44
Just, Georg 181
Kagerer, Josef 73
Kesselgruber, Josef 134
Kienel, Hubertus 13
Kienscherf, Dietrich 89
Kirschbaum, Karl 42
Klein, Herbert 194
Krieger, Alois 94
Kuhlmann, Hermann 69
Kulla, Rudolf 122
Lambert, Brigitte 154
Laub, Gisela 51
Mager, Erwin 136
Marchewa, Irene 222
Müller, Adolf 49
Nagel, Mechthild 149
Pfeifer, Charlotte 191
Sänger, Horst 54
Schadach, Inge 166
Scharp, Wolfgang 203
Scheibenzuber, M. 75
Schlick, Walter 218
Schlund, Emil 28
Schnabel, Josef 98
Schornsheim, Kurt W. 79
Schneider, Helga 163
Schuster, Helga 160
Serno, Hans Dieter 24
Simmet, Helmut 187
Sponholz, Gunter 229
Stamm, Helmut 112
Strauch, Adolf 31
Sänger, Horst 136
Tegler, Fryderyk 157
Tritschler, Walter 200
Ullius, Wilhelm 34
Vieweg, Armin 39
Vogel, Helmut 83
Weingart, Klaus 86
Weit, Rudi 136
Westermann, Walter 226
Zeitler, Walther 140

HERAUSGEGEBEN VOM VOLKSBUND
DEUTSCHE KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE

Bücher für Freunde und Förderer

Band 1	**Erzählen ist Erinnern** Kurzgeschichten aus 80 Jahren Volksbund	Kassel 1999 240 Seiten
Band 2 *vergriffen*	**Schicksal in Zahlen** Informationen über die weltweite Arbeit des Volksbundes und Verzeichnis der deutschen Kriegsgräberstätten	Kassel 2000 240 Seiten
Band 3	**Vor Leningrad** Wolfgang Buff – Kriegstagebuch Ost 29. September 1941 – 1. September 1942	Kassel 2000 120 Seiten
Band 4	**Menschen wie wir ... Teil I** Erinnerung an geliebte Menschen	Kassel 2000 240 Seiten
Band 5	**Menschen wie wir ... Teil II** Erinnerung an geliebte Menschen	Kassel 2002 240 Seiten
Band 6	**Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit (1)** Erzählt von Freunden und Förderern des Volksbundes	Kassel 2002 240 Seiten
Band 7 *vergriffen*	**Schicksal in Zahlen** Informationen über die weltweite Arbeit des Volksbundes und Verzeichnis der deutschen Kriegsgräberstätten	Kassel 2003 240 Seiten
Band 8	**Stille Nacht, Heilige Nacht** Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit (2)	Kassel 2004 240 Seiten
Band 9	**„Krieg ist nicht an einem Tag vorbei!“** 60 Jahre Kriegsende – Erlebnisberichte von Mitgliedern, Freunden und Förderern des Volksbundes	Kassel 2005 240 Seiten
Band 10	**Narben bleiben** Die Arbeit der Suchdienste – 60 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg	Kassel 2005 240 Seiten

Band 11	**Unter den Sternen** Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit (3)	Kassel 2006 240 Seiten
Band 12	**Namen für Rossoschka** Schicksale aus Stalingrad	Kassel 2007 240 Seiten
Band 13	**Niemand, den man liebt, ist jemals tot** Spurensuche nach deutschen Gefallenen	Kassel 2007 240 Seiten
Band 14	**Treibgut des Krieges** Zeugnisse von Flucht und Vertreibung der Deutschen	Kassel 2008 240 Seiten
Band 15	**Der Frieden braucht viele kleine Schritte** Pressefahrten des Landesverbandes Bayern 1955 – 2008	Kassel 2009 240 Seiten
Band 16	**Frieden hat seine Zeit** Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen – Kurzgeschichten, Zitate und Gedanken über eine friedliche Welt	Kassel 2009 240 Seiten
Band 17	**Letzte Lebenszeichen** Briefe aus dem Krieg	Kassel 2010 240 Seiten
Band 18	**Kriegskinder** Kinder im Krieg	Kassel 2011 240 Seiten
Band 19 *vergriffen*	**Nichts ist vergessen** Gespräche mit deutschen und russischen Kriegsteilnehmern	Kassel 2012 192 Seiten
Band 20	**Letzte Lebenszeichen II** Briefe aus dem Krieg	Kassel 2013 240 Seiten
Band 21	**Briefe an den Präsidenten**	Kassel 2014 240 Seiten
Band 22	**Das Inferno von Swinemünde** Überlebende berichten über die Bombardierung der Stadt am 12. März 1945	Kassel 2015 240 Seiten

HERAUSGEGEBEN VOM VOLKSBUND DEUTSCHE KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE

Buchreihe „Volksbund Forum“

Band 1	**„Darf der Rote Baron wieder Held sein?“** Politisch-wissenschaftliches Kolloquium in der Jerusalemkirche, Berlin, 16. Oktober 2008	Kassel 2008 96 Seiten
Band 2	**Deutsche Erinnerungskulturen seit 1945** und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.	Kassel 2009 88 Seiten
Band 3	**Den Frieden gewinnen** Ansprachen zum Volkstrauertag 2009	Kassel 2009 64 Seiten
Band 4	**Gemeinsam erinnern** Beiträge aus dem Workshop „Gedenkkultur und Zukunftsperspektiven im Bereich der universitären Ausbildung“, Wolgograd, 25. Juni 2009	Kassel 2010 176 Seiten
Band 5	**Vertrauen ist etwas Kostbares** Ansprachen zum Volkstrauertag 2010	Kassel 2011 80 Seiten
Band 6	**Tätiges Erinnern** Ansprachen zum Volkstrauertag 2011	Kassel 2012 104 Seiten
Band 7	**Zwischen Usedom und Uznam** Die Geschichte der deutsch-polnischen Grenze 1945-1951	Kassel 2012 88 Seiten
Band 8	**Zur Konkurrenz der Erinnerungskulturen** in Deutschland, Frankreich und Polen	Kassel 2012 224 Seiten
Band 9	**Frieden ist ein Privileg** Ansprachen zum Volkstrauertag 2012	Kassel 2013 80 Seiten
Band 10	**Erinnern und Gedenken sind keine Momentaufgabe** Tagungsband des 1. Symposiums des Riga-Komitees in Magdeburg	Kassel 2013 140 Seiten

Band 11	**Für die Zukunft Europas** Ansprachen zum Volkstrauertag 2013	Kassel 2014 80 Seiten
Band 12	**Stehengebliebene Lebensuhren** Frankfurt am Main im Bombenkrieg	Kassel 2014 112 Seiten
Band 13	**Frieden muss strukturell verankert sein** Landtag Baden-Württemberg: Gedenkveranstaltung 100 Jahre Erster Weltkrieg	Kassel 2014 96 Seiten
Band 14	**Der Erste Weltkrieg** Zwischen nationalgeschichtlichem Paradigma, populärer Erinnerungskultur und europäischer Integration	Kassel 2014 284 Seiten
Band 15	**Können Feinde zusammen trauern?** Reden zum Volkstrauertag 2014 und zum Beginn des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren	Kassel 2014 120 Seiten
Band 16	**Was kümmert uns der Krieg von gestern?** Perspektivenwechsel im Gedenken an die Toten der Weltkriege	Kassel 2015 176 Seiten
Band 17	**70 Jahre Ende des Zweiten Weltkrieges** Ausgewählte Gedenkreden zum 8. Mai 1945	Kassel 2015 148 Seiten
Band 18	**„Die Gemeinschaft der Demokraten ist stärker als die Internationale des Hasses“** Reden zum Volkstrauertag 2015	Kassel 2016 208 Seiten
Band 19	**Gedenken und Erinnerung in die Zukunft tragen** Verleihung des Deutschen Nationalpreises 2016 an den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge	Kassel 2016 64 Seiten
Band 20	**Frieden, Vertrauen und Versöhnung** Reden zum Volkstrauertag 2016	Kassel 2017 128 Seiten
Band 21	**Im Rücken der Geschichte** Das Schicksal von Ostpreußens Wolfskindern	Kassel 2017 128 Seiten

Impressum

„Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit“

Herausgegeben vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
Werner-Hilpert-Straße 2
34112 Kassel

Tel.:	0561 - 7009 - 0
Fax:	0561 - 7009 - 221
E-Mail:	redaktion@volksbund.de
Internet:	www.volksbund.de
Spendenkonto:	IBAN: DE23 5204 0021 0322 2999 00 BIC: COBADEFFXXX Commerzbank Kassel
Verantwortlich:	Daniela Schily, Generalsekretärin
Redaktion:	Dr. Martin Dodenhoeft
Textauswahl:	Detlef Kroll, Stephan Borowski
Illustrationen:	Jessika Strack
Gestaltung:	CLAN.DREI, Intermediale Kommunikation, Kassel
Druck:	GGP Media, Pößneck 8. Auflage, 2017-5,5

Gefördert durch:

Stiftung Gedenken und Frieden

Lützowufer 1, 10785 Berlin
www.GedenkenundFrieden.de
info@GedenkenundFrieden.de
Tel.: 0800 - 7777 001
Fax: 0561 - 7009 221

Die Illustratorin

Jessika Strack

Die Illustratorin Jessika Strack ist 1978 in Homberg geboren und in Lohre aufgewachsen. Die Schule hat sie in Fritzlar besucht und machte dort 1997 ihr Abitur.

Danach hat sie eine Ausbildung zur Kommunikationsfachfrau gemacht und arbeitet seither in einer Werbeagentur in Kassel. In ihrer Freizeit zeichnet und liest sie sehr gern.